

## 4.

**Die Verbrechermwelt von Berlin.**

Von O. S.

## IV.

**Allerlei Spezialitäten. — Die Prostitution.**

Die Diebeswelt ist die vornehmlichste, mitgliederreichste und gefährlichste Kaste der Verbrechermwelt von Berlin, sie ist diejenige, welche am besten organisiert ist und den festesten Rückhalt hat, die in sich die größten Verschiedenheiten und Gegensätze vereinigt und doch nach außen hin wie aus einem Guße geformt dasteht. Ihre hervorragenden Unterarten genießen das höchste Ansehen in Verbrecherkreisen und die größte Furcht in der Bevölkerung. Sie be-  
geht bei weitem die meisten Straftaten, die überhaupt vorkommen, und stellt das größte Kontingent für alle Bestrafungen, welche ausgesprochen werden.

Mit einem Worte: Sie ist nach jeder Richtung hin die bedeutendste Spezialität im Berliner Verbrechertum. Aber sie ist nicht die einzige. Das gewaltig pulsierende Leben der großen Stadt hat noch andre Auswüchse gezeitigt, die, wenn auch vielfach nicht so verbreitet und weniger gefährlich, doch in ihrer Originalität oft geeignet scheinen, selbst dem raffiniertesten Diebstahl den Rang streitig zu machen.

Es dürfte deshalb nicht uninteressant sein, sich wenigstens mit einigen dieser ferneren Spezialitäten bekannt zu machen.

Da möchte es sich denn fast wie ein Unrecht ausnehmen, wenn wir nicht mit einer uralten, fast — sit venia verbo — ehrwürdig zu nennenden Sekte beginnen wollten, deren Wesen und Treiben so

fest mit der Hauptstadt verwachsen ist, daß selbst ihr Name beinahe niemals ohne den der letztern genannt wird, mit den „berliner Bauernfängern“. In der That, ihre Erscheinung ist speziell berlinisch, sie ist in Berlin entstanden und hält sich in Berlin allen Nachstellungen zum Trotz mit außerordentlicher Zähigkeit aufrecht, während sie überall, wo sonst sie auftauchte, stümperhafte Nachäfferei geblieben ist und nirgends auf die Dauer sich hat halten können; es müßten denn echte berliner Bauernfänger gewesen sein, die auswärts ihr Glück versuchten, dann allerdings meist mit derselben Geschicklichkeit und demselben Erfolge, wie in der Heimat, mit dem Unterschied jedoch, daß sie außerhalb stets nur vorübergehend auftreten, während Berlin ihnen ein festes Domizil bildet, in welchem sie ihr Handwerk als ein stehendes Gewerbe, wenn auch im Umherziehen, betreiben.

Es mag wohl kaum einen erwachsenen Menschen im Deutschen Vaterlande geben, der nicht schon von berliner Bauernfängern gehört, der nicht schon in allerhand Schriften wunderbare Schilderungen über ihr geheimnisvolles Treiben gelesen, und der nicht in der Tagespresse Referate über die immer wiederkehrenden Fälle gelesen hat, in denen Fremde und Einheimische durch sie um ihr Geld gebracht worden sind. Es hat Zeiten gegeben, in denen in der Provinz eine förmliche Angst vor diesen unheimlichen Leuten herrschte, und in denen man jeden, der eine Reise nach der Hauptstadt beabsichtigte, auf das eindringlichste vor ihnen warnte. Man kennt und kannte schon längst ihre Manipulationen — wenigstens im großen und ganzen — ziemlich genau, und man instruierte den Bedauernswerten, der sich an den Schauplatz ihrer Thätigkeit begab, ganz genau, wie er ihren Lockungen entgehen müsse. Dreierlei war und ist es heute noch, vor dem besorgte Eltern, Gattinnen und gute Freunde vorzugsweise den zu warnen pflegen, der die Hauptstadt aufsucht: Taschendiebe, Bauernfänger und feile Dirnen.

Angeichts der eben erörterten Thatfache, daß man in den weitesten Kreisen längst die Kniffe der Bauernfänger kennt, daß man also sehr wohl im stande ist, sich vor ihnen zu hüten, sollte man glauben, diesem Handwerk sei mit der Zeit jeder Boden entzogen worden. Dem ist aber ganz und gar nicht so. Zugegeben muß allerdings werden, daß die Blütezeit der Bauernfänger weit hinter uns liegt; ihre Anzahl und die Anzahl ihrer Thaten ist im Abnehmen begriffen; allein wer mit keiner andern Waffe, als der

Zuversicht ausgerüstet, daß sie nicht mehr existieren oder nicht mehr gefährlich sind, sich dem großstädtischen Leben in die Arme werfen wollte, der könnte sehr bald eines andern belehrt werden. Sie existieren nicht nur noch, sondern ihre Thaten sind auch noch zahlreich, und die Beute, die sie davontragen, ist oftmals so wertvoll, daß man sich staunend fragen muß, wie es möglich war, so — um einen berliner Ausdruck zu gebrauchen — hereinzufallen.

Der Grund hierfür ist sehr einfach. Die Bauernfänger rechnen mit dem betrübenden, aber nur zu richtigen Erfahrungssatz, daß die „Dummen niemals alle werden“. Alle Mahnungen und Warnungen, die tägliche Lektüre der Vorkommnisse, das Aufdecken der Geschäftsgeheimnisse der Bauernfänger, alles ist vergeblich. Es finden sich immer und immer wieder Leute, die in die Falle gehen und den Bauernfängern den Inhalt ihrer Börse zur Verfügung stellen. Und merkwürdig genug! Gar oft sind das gerade diejenigen, die vorher den Mund am vollsten genommen haben, die über vorher Gerupfte umbarmherzig lachten und spotteten und sich rühmten, daß ihnen „so etwas nicht passieren könne“. Es sind Fälle vorgekommen, daß Bauernfänger, die ihr Opfer schon in den Händen hatten, bei entstehenden Differenzen im Spiel oder andern Zwistigkeiten entrüstet aufstehen und ausriefen: „Was fällt Ihnen denn ein? Halten Sie uns etwa für Bauernfänger?!“ Auch das hat dem Bethörten die Augen nicht geöffnet; er hat sich nun erst recht sicher geglaubt, bis er dann zu spät seinen großen Irrtum einsah. Andererseits haben Leute, die sich mit Bauernfängern eingelassen hatten und gerupft worden waren, später als Zeugen vor Gericht ausgesagt, daß sie gewußt haben, in welcher Gesellschaft sie sich befanden, daß sie aber der Hoffnung gewesen seien, es werde ihnen gelingen, jene zu überlisten. Citles Beginnen! Wer mit diesen Leuten fertig werden will, muß früher aufstehen. Auch an solchen Fällen hat es nicht gefehlt, in denen Bauernfänger sich an das Ziel ihrer Wünsche unter der direkten Warnung vor Bauernfängern, unter den lebhaftesten Schilderungen von der Gefahr und unter dem Anerbieten ihres Schutzes herangebrängt und den solchergestalt ängstlich und doch wieder sicher gemachten dann mit desto größerer Muße und Bequemlichkeit seiner Barschaft beraubt haben.

Es dürfte sich empfehlen, trotzdem wir schwerlich viel Neues zu sagen haben werden, dennoch hier einen kleinen Abriß ihrer Taktik einfließen zu lassen.

Zum Bauernfänger ist durchaus nicht jedermann zu gebrauchen. Es gehört dazu vor allem eine gewisse Eleganz der äußern Erscheinung und der Manieren. Eine hohe Gestalt und gute Haltung, ein vornehmer Blick, ein martialischer Schnurrbart oder ein paar tabellose Koteletten mit sorgsam ausraziertem Kinn, militärischer Schnitt des Kopfhaares unterstützen das Beginnen ungemein, moderne, aber nicht auffallende, etwas sportartig angehauchte Kleidung, ein Vincenez oder Monokel, ein Siegelring mit eingraviertem Phantasiewappen, und ein feines Spazierstöckchen vollenden das Ensemble. Alles ist darauf abgesehen, den Eindruck eines pensionierten Offiziers oder eines Ökonomen vom Lande, jedenfalls eines Mannes aus guter Gesellschaft hervorzurufen. Damit harmoniert das Auftreten des Bauernfängers; er ist zuvorkommend und doch auch wieder reserviert, er brückt sich gewählt aus, läßt gern ein paar französische Lebensarten einfließen, pflegt moderne Opern- und Operetten-Melodien zu trillern und ahmt in Weisen und Bewegungen den wirklichen Kavalier nach.

So ausgerüstet geht er auf die Jagd nach seinem Wild, er „fängt Bauern“. Daß dies in Wirklichkeit nicht Bauern zu sein brauchen, ist selbstverständlich; Bauer soll nur den Typus bezeichnen, das Wort ist gleichbedeutend mit „Dummer“, und wer ihm dumm genug scheint, den greift der Bauernfänger an, mag er einem Stande angehören, welchem er wolle. Er beweist bei dieser Auswahl einen staunenerregenden Scharfblick, er erkennt sofort, ohne sich jemals zu täuschen, den Fremden, bevorzugt ihn, ohne den Einheimischen ganz zu verachten, und weiß mit großer Sicherheit den Inhalt seiner Börse im voraus zu taxieren. Je höher diese Tare, desto willkommener die Beute; aber er ist darin nicht wählerisch, auch ein Portemonnaie mit geringem Inhalt wird nicht ausgeschlagen; er huldigt dem Grundsatz, daß ein Sperling in der Hand besser sei als die Taube auf dem Dache.

Die Natur seines Gewerbes bringt es mit sich, daß der Bauernfänger niemals allein operieren kann, es sind ihrer immer mindestens zwei erforderlich, in der Regel handeln drei oder vier gemeinschaftlich. Von ihnen fällt einem die schwierige Rolle der ersten Initiative zu; er heißt der „Schlepper“, und seine Aufgabe besteht darin, den „Bauern“ oder „Freier“ in das Nest der Fänger oder „Habsburger“ zu verschleppen, wo dann die Schlinge zugezogen werden soll. Zu diesem Zwecke flaniert er in den belebtesten

Straßen, an den besuchtesten Sehenswürdigkeiten herum und beobachtet, scheinbar selbst die Herrlichkeiten der Stadt bewundernd, aufmerksam das Publikum. Entdeckt er jemanden, der ihm für seine Pläne passend dünkt, so nähert er sich und beginnt mit ihm eine harmlose Unterhaltung, in deren Verlauf er entweder selbst fremd zu sein vorgibt und jenem den Vorschlag macht, gemeinschaftlich die Stadt zu besichtigen, oder aber sich als wohlorientierten Einheimischen zu erkennen gibt, dem es ein Vergnügen macht, den Fremdenführer des andern zu spielen. Er sorgt nun dafür, daß ein animiertes Gespräch in den Gang kommt, führt seinen Begleiter hierhin und dorthin, zeigt ihm dieses und jenes und weiß es stets so einzurichten, daß er ihn unvermerkt in eine abgelegene Stadtgegend verschleppt, in der seine Genossen ihn bereits erwarten. Hier findet er dann plötzlich, daß ein Glas Bier, ein kleiner Imbiß doch dringend notwendig sei, bevor man die Wanderung fortsetze, und nötigt nun seinen Gefährten in ein schlecht besuchtes Kellerlokal oder in die Hinterstube eines andern obskuren Restaurants. Handelt er als angeblicher Einheimischer, so erzählt er vorher eine lange Geschichte von den Prellereien, denen Fremde in den berliner Wirtschaften ausgesetzt seien, und hebt hervor, daß das von ihm vorgeschlagene Lokal sehr anständig sei, und man dort gut bedient werde. Will kein Mittel ziehen, um den Fremden in jenes Stadtviertel zu bringen, so greift der Bauernfänger zu einer ganz eigenartigen List. „A propos“, fragt er beispielsweise plötzlich, „haben Sie denn schon gehört, daß heute da und da die große Parade stattfindet?“ Der Fremde hat davon selbstverständlich nichts gehört. „Ei, da müssen wir hin!“ ruft enthusiastisch der Bauernfänger und schildert nun eine solche Parade der strammen berliner Garbe in so verlockenden Farben, daß dem Fremden das Herz im Leibe lacht, und er sich ein solches Schauspiel nicht um die Welt entgehen lassen möchte. Sie wandern nun in lebhaftem Zwiegespräch über die Vortrefflichkeit des preußischen Militärs nach jener Gegend. Dort erklärt der Bauernfänger, sich im Näheren nach Ort und Stunde erkundigen zu wollen, er äußert auch vielleicht seine Verwunderung, daß es für einen Parabetag hier noch so wenig belebt sei. Er tritt bei Seite auf einen Passanten, oder noch lieber auf einen auf dem Straßendamm postierten Schutzmann zu, wechselt mit demselben einige gleichgültige Worte und kehrt dann mit langem Gesicht zu seinem Begleiter zurück, diesem bedauernd auseinanderlegend, daß aus irgend einem Grunde

die Parade verschoben sei. Der lange Weg und der Ärger haben nun auch diesen durstig gemacht, und der Schlepper findet ihn bereit, ihm in ein zufällig in der Nähe liegendes, als vortrefflich geschilbertes Lokal zu folgen.

Man tritt in ein dürstig eingerichtetes Zimmer und verlangt Bier. Das Zimmer ist fast leer; nur an einem Seitentische sitzen zwei oder drei Gäste, die von den Eintretenden keine Notiz nehmen und sich in ihrem Sechszundsechzig, Skat oder Schafskopf nicht stören lassen. Der Wirt ist sehr zuvorkommend, noch zuvorkommender ein junges keineswegs häßliches Mädchen, das die Gäste bedient. Der Fremde fängt an sich wohlfühlen und folgt dem vielseitigen Zuspruch, indem er mehr trinkt, als gerade notwendig ist. Plötzlich entsteht unter den sehr distinguiert aussehenden Herren am Nebentische eine Bewegung. Einer von ihnen behauptet, daß ihn das Spiel langweile, und schlägt ein andres vor. Nach einigem Widerspruch fügen sich die übrigen, und es beginnt nun etwas, das des Fremden Neugier heftig erregt. Jeder der Spielenden legt sich zur Seite ein Häufchen Geld. Einer nimmt drei Karten in die Hand, wirft sie mit einer eigentümlichen Bewegung auf den Tisch, die andern pointieren, und das Geld rollt hin und her. Der Fremde fragt den Schlepper, was das für ein Spiel sei; der Schlepper bedauert, es nicht zu kennen, legt aber gleichfalls ein großes Interesse für dasselbe an den Tag. Nach einer Weile erhebt er sich, tritt an den Nebentisch heran, stellt sich den Herren gravitatisch vor und bittet um Erklärung des Spiels und um die Erlaubnis, auch einmal setzen zu dürfen. Beides wird ihm bereitwilligst gestattet. Es währt nicht lange, so kehrt er zu seinem Fremden zurück, die ganze Hand voll Geld, das er soeben gewonnen hat. Das reizt, der Fremde möchte es auch einmal versuchen und wird dazu von dem Schlepper animiert. Er tritt ebenfalls an den Tisch heran und stellt sich vor. „Lieutenant a. D. K., Gutsbefitzer von N.“ lauten die Erwiderungen. Der Fremde fühlt sich sehr geschmeichelt, er pointiert und gewinnt und ist bald mit all seinem Denken und Trachten in dem Spiel verjunken.

Je nachdem wird dies auch auf andre Weise erreicht. Der Schlepper ist schon beim Eintritt in das Lokal hoch erstaunt und erfreut, ein paar alte Bekannte zu treffen und macht sie mit seinem Schützling bekannt. Es wird sehr bald ein Skatchen arrangiert, was dem Fremden um so mehr zusagt, als er bedeutend gewinnt.

Doch bald wendet sich das Blättchen, und er verliert oft schon bei dem unschuldigen Vorspiel sein ganzes Geld, denn die Bauernfänger spielen mit gezeichneten Karten, wissen sich gegenseitig sehr geschickt zu unterstützen und betrügen äußerst raffiniert. In der Regel aber geht das Spiel mit der Zeit in jenes schon angebeutete Hasardspiel über, bei dem der Fremde ebenfalls zu Anfang gewinnt, sobald ihn aber der Spielteufel fest gefaßt hat, rapide verliert und bald keinen roten Pfennig mehr aufzuweisen hat.

In den sehr wenigen Fällen, in denen die Bauernfänger auf diesem Wege nicht zu ihrem Ziele gelangen, wird auch wohl der Gast unter milderer Hilfe der freundlichen Kellnerin, die ausnahmslos eine Prostituierte ist, gänzlich betrunken gemacht, und es wird ihm dann Uhr, Kette, Ringe und seine Barschaft weggenommen.

Das Hasardspiel nun, das die Bauernfänger spielen, nennt man „Rümmelblättchen“, ein Ausdruck, der indessen von ihnen in Gegenwart ihrer Opfer ängstlich vermieden wird. Es ist das denkbar einfachste Spiel von der Welt, und der Grund, weshalb der Bauernfänger mit demselben sicher und regelmäßig zu gewinnen weiß, liegt nur in einem manuellen Kunstgriffe. Der Bankier nimmt drei Karten in die Hand, dergestalt, daß er sie mit den Fingerspitzen an den schmalen Seiten berührt. Eine der Karten ist meinetwegen die Coeur-Dame. Diese klemmt er zwischen Daumen und Zeigefinger, die beiden andern Karten zwischen andre Finger. Er zeigt nun offen die Karten, namentlich wo die Coeur-Dame steckt. Eine einzige rasche Handbewegung, und die drei Karten liegen abgesondert voneinander auf der Tischplatte. Der Spieler hat nun anzugeben, welches die Coeur-Dame ist. Trifft er es, hat er gewonnen, andernfalls verloren. Man kann sich denken, daß der Spieler sehr aufmerksam beobachtet, wohin die betreffende Karte fliegt; er ist auch regelmäßig fest überzeugt, daß er es ganz genau gesehen hat, und bezeichnet jedesmal siegesgewiß die von ihm im Auge behaltene Karte als die Coeur-Dame. Sobald sie aber umgedreht wird, merkt er zu seinem wachsenden Erstaunen, daß er sich ebenso oft geirrt hat. Der Bauernfänger hat es verstanden, durch eine eigne nur ihm geläufige Handbewegung die Richtung der fallenden Karten zu verändern und so den Spieler zu täuschen.

Diese Art Spiel erregt mächtig; es ist sehr wohl erklärlich, wie ganz verständige Leute, die einmal sich ihm hingeeben haben, nicht früher ruhen, als bis sie den letzten Groschen verspielt haben.



In dem Maßstabe aber, in dem ihre Tasche leerer wird, wird es auch im Gastzimmer leerer. Zuerst verschwindet ein Spieler, dann der andre, der Schlepper ist längst nicht mehr anwesend; schließlich sitzt der Fremde nur noch mit einem Einzigen am Tische und spielt eifrig; sobald dieser merkt, daß die Barschaft zu Ende geht, findet auch er einen Vorwand, sich „auf einen Augenblick“ zu entfernen, möchte es auch nur sein um auszuschaun, wo denn die andern bleiben. Aber keiner kehrt zurück, der Fremde sitzt einsam im Zimmer, ist höchst dankbar, wenn ihm der Wirt großmütig seine Zeche kreditieren will, und schämt sich, daß er nicht einmal der freundlichen Kellnerin ein Trinkgeld geben kann.

Hinterher freilich kommen ihm doch allerlei sonderbare Gedanken. Das Auftreten der Herren war doch nicht recht einem Edelmann entsprechend, ihr Verschwinden noch viel weniger. Jetzt fällt es ihm auch auf, daß so wenig bares Geld auf dem Tische sichtbar war, vielmehr fast ausschließlich Papiergeld. Es waren eben lauter sogenannte „Blüten“ (falsche Scheine), was er in der Aufregung des Spiels nicht bemerkt hat. Auch die Physiognomie des Wirts findet er gaunerhaft, und die Hebe widerwärtig zudringlich. Kurzum, er gelangt zu der Einsicht, daß er beschwindelt ist, daß er Bauernfängern in die Hände gefallen war.

Die meisten, die in diese Lage geraten, scheuen das spöttische Lächeln andrer und behalten ihre Erlebnisse für sich. Schon deshalb kommt nur ein sehr geringer Prozentsatz der Bauernfängerthaten zur Kognition der Gerichte. Die wenigen, die sich darüber hinauszusetzen wagen, erhalten auf der Polizei das Verbrecheralbum vorgelegt und erkennen mit größerer oder geringerer Bestimmtheit in den Abbildungen alter Bauernfänger ihre Spielgenossen wieder. Allein bis diese von der Kriminalpolizei ermittelt sind, ist sein Aufenthalt in Berlin längst beendet, und selbst wenn sie ihm noch vorgestellt werden können, ist inzwischen so viel Zeit verstrichen, daß die Rekognition keine sichere mehr ist und mithin keinen Wert hat. Er beruft sich auf den Wirt. Aber da ist er an den Rechten gekommen. Der Wirt ist der unschuldigste Mann von der Welt. Er hat jene Leute niemals vorher und niemals nachher gesehen. Sie sind nur das eine Mal in seinem Lokale gewesen, er kennt keinen von ihnen und ist nicht im stande, einen einzigen zu rekonoszieren. Dabei treiben sie ihre Streiche immer wieder in seinen Räumen,



und er sowohl, wie seine freundliche Kellnerin erhalten stets gewissenhaft ihre Tantieme.

Die Folge davon ist, daß, selbst wenn eine Anzeige erstattet wird, die Verurteilung selten bleibt. Das verspielte Geld ist ohne Ausnahme unwiderbringlich verloren. Auch wo eine Bestrafung erzielt wird, erfolgt sie regelmäßig nur wegen gewerbsmäßigen Glückspiels; daß die Bauernfänger falsch gespielt hätten, ist ihnen niemals nachzuweisen, schon weil das *corpus delicti*, die falschen Karten, nicht zur Stelle zu schaffen sind.

Da wir gerade vom gewerbsmäßigen Glückspiel sprechen, so mag hier die Bemerkung eingeschaltet werden, daß es selbstverständlich in Berlin Spielhöllen jeder Art, bis in die höchsten Kreise hinein, in sehr zahlreichem Maße gibt. Sie bieten aber keinerlei Besonderheiten. Sie befinden sich teils in den Hinterzimmern von Restaurants, teils in sogenannten Privatcerclen, man trinkt in ihnen je nach der Qualität der Besucher Schnaps, Bier, Wein und Champagner und setzt je nachdem vom Nickel bis zur Tausendmarknote. Wird das Treiben zu arg, so hebt die Polizei ab und zu eine solche Spielhöhle auf, was dann stets ein großes Aufsehen und auch zuweilen bei den Beteiligten böses Blut erregt.

Als Berliner Kuriosum verdient aber noch erwähnt zu werden, daß in keinem Stande das Hasardspiel so verbreitet ist, wie in der biebern Zunft der Bäcker. Mag die Ursache in ihrem nächtlichen und pausenreichen Gewerbe oder in andern Verhältnissen zu suchen sein, Tatsache ist, daß fast jeder Berliner Bäcker dem Hasardspiel von ganzem Herzen ergeben ist und dasselbe ganz gewohnheitsmäßig betreibt.

Doch kehren wir zu den Bauernfängern zurück. Nicht immer blüht ihr Weizen; es gibt auch schlechte Zeiten. Dann wissen sie sich in andrer Weise zu helfen. Wiederum thut sich ihrer eine Anzahl zusammen und veranstaltet eine sogenannte „Schwindelauction“. In einer der feinsten und belebtesten Straßen, unter den Linden, in der Friedrich- oder Leipziger Straße mieten sie einen gerade leerstehenden Laden für wenige Wochen und bekleben das Schaufenster und die Wände neben demselben mit roten Plakaten, auf denen in riesigen Lettern das Wort „Auktion“ und irgend eine Unterschrift zu lesen ist, die in ihren Abkürzungen die Deutung zuläßt, daß es sich um einen gerichtlich angeordneten Verkauf handle.

Nun werden von der zusammengesparten Beute der letzten

Bauernfängereien Waren angekauft und mit ihnen Schaufenster und Inneres des Ladens ausgefüllt. Es sind fast ausschließlich goldene und silberne Taschenuhren, Uhrketten, Regulatoren und Schmuckgegenstände, welche ausliegen.

Bevor das Geschäft eröffnet wird, ist eine Metamorphose der Bekleidungsstücke unerlässlich. Einer oder der andre kann wohl in seinem Dandykostüm bleiben, die übrigen verwandeln sich in ehrsame Bürgerleute, sogar in Bauern vom Lande, zwei von ihnen, der Auktionator und der Ausrufer, setzen sich Mühen mit der preußischen Kofarbe auf, die denen der Gerichtsvollzieher nicht unähnlich sind.

Die Thür zum Laden ist weit geöffnet. Ein ununterbrochenes heiseres, aber doch sehr lautes Ausrufen der Gebote tönt heraus. Hierdurch und durch die roten Plakate aufmerksam gemacht, bleibt der Passant vor dem Schaufenster stehen und betrachtet mit Interesse die in geschmackvollen Etuis ausgestellten Waren. Nicht lange, so gesellt sich ein anderer Passant zu ihm, oder ein Mann, der eben aus dem Laden heraustritt. Dieser beginnt mit jenem eine Unterhaltung über die ausgestellten Waren, versichert ihn, daß da drinnen die wertvollsten Uhren zu wahren Schleuderpreisen abgegeben werden, und kann sich das nur mit einem Konkurs oder mit einer andern Zwangslage erklären, die Sachen zu jedem Preise loszuschlagen. Er zieht auch wohl eine blitzende goldene Uhr aus der Tasche, zeigt sie jenem und behauptet, sie soeben in dem Laden für einen lächerlichen Preis erstanden zu haben.

Das lockt denn doch zu gewaltig. Unser Mann tritt ein, während der Bauernfänger, der soeben die Rolle des Schleppers wirksam durchgeführt hat, fortfährt außerhalb auf und ab zu promenieren und nach geeigneten Dummen auszuschaun.

Im Innern des Ladens ist alles im besten Zuge. Es wird von verschiedenen Personen flott geboten. Der Ausrufer wiederholt unausgesetzt mit schreiender Stimme die Gebote, der Auktionator sucht mit einem riesigen Hammer in der Luft herum und wundert sich zwischendurch über die geringen Gebote, die ja noch nicht einmal den Goldwert der Sachen erreichen. Endlich schlägt er zu. Die Uhr wird feierlichst übergeben, vom Käufer bezahlt und eingesteckt. Unser Mann findet den Preis gering. — Bieter und Käufer waren sämtlich Bauernfänger. Uhr und Kaufpreis wandern später dahin zurück, wo sie vordem waren.

Jetzt entsteht eine kleine Pause. Der Auktionator fragt den

neuen Ankömmling nach seinen Wünschen und erklärt sich bereit, irgend einen Gegenstand, der ihm gefalle, sofort zur Versteigerung zu bringen. Er sei ja dadurch keineswegs gebunden, ihn zu kaufen. Unser Mann wählt eine prächtige Remontoiruhr und bietet; ohne daß er es merkt, wird er in seinem Eifer mächtig hoch getrieben und hat sehr bald die Uhr zu einem weit höheren Preise erstanden, als er sich vorgenommen hatte. Gleichwohl erfreut ihn der Anblick des glänzenden Gehäuses und er eilt vergnügt nach Hause.

Die Uhr geht anfangs recht gut. Nach einigen Monaten läßt das nach; auch glaubt der Eigentümer einen sonderbaren roten Schein an ihrem Außern zu entdecken. Er bringt sie zum Uhrmacher und erfährt dort zu seinem Schrecken, daß die Uhr ein sehr mittelmäßiges, wenn nicht schlechtes Werk und ein Gehäuse aus schwach vergolbetem Tombak habe, und daß ihr reeller Wert noch nicht einmal die Hälfte des gezahlten Preises erreiche. Entrüstet eilt er nach jenem Laden. Aber da ist von dem Auktionsgeschäft nichts mehr zu sehen, und kein Mensch weiß Auskunft zu geben, wer und wo die Inhaber sind. Unterdessen betreiben die Bauernfänger in einer andern Stadtgegend mit neuen Kräften eine andre Schwindelauktion.

Es sind leider in neuerer Zeit vielfach große Fabriken ins Leben getreten, deren Beschäftigung darin besteht, nur solche Schwindelwaren zu fabrizieren, nicht nur Uhren und Schmuckgegenstände, sondern Stoffe zu Herren- und Damengarderobe, Reisedecken, Leder- und Pelzwaren und die verschiedenartigsten Dinge, die sämtlich so präpariert sind, daß sie das Aussehen der besten Qualitäten haben, in Wirklichkeit aber durchaus minderwertig sind. Diese Fabriken machen ganz enorme Geschäfte. Ihr Bestehen hat die Existenz zahlloser Kaufleute nach sich gezogen, die nur diese Art Waren feilhalten, im Schaufenster aber ähnliche wirklich gute Stoffe u. s. w. mit sehr niedrigen Preisangaben zur Schau stellen und dadurch das Publikum anlocken.

Speziell in der Uhren- und Goldwarenbranche hat sich eine großartige Industrie herausgebildet, die nur unechte Sachen fabriziert und sie mit dem Schein der Echtheit ausstattet, wohl wissend, daß ihre Abnehmer darauf ausgehen werden, sie als echte in den Verkehr zu bringen. In dem Stadtteil „Königsstadt“ existiert eine in Verbrechertreisen sehr wohl bekannte Kneipe, deren Namen hier nicht genannt werden soll, die ihr Bestehen nahezu einzig dadurch fristet, daß sie eine förmliche Börse für den Absatz derartiger Waren bildet.

Hierher kommen die Zwischenhändler der Fabriken und halten den Detailhändlern ihre Waren duzend- und schockweise feil. Es werden sehr bedeutende Käufe hier abgeschlossen, und die Käufer gehen nun mit den erhandelten Waren in Restaurationen und in den Wohnungen haufieren, sie als echte anpreisend und ungeheure Preise dafür erzielend, denn auch hier bewährt sich der Erfahrungssatz, daß kein Schwindel so plump angelegt ist, daß nicht dennoch zahlreiche sich durch ihn bethören ließen. Wir könnten hier einen Fall erzählen, in dem sogar ein Kriminaljurist, der, wenn auch noch ziemlich jung, so doch immerhin schon einige Jahre in der Berliner Praxis stand, auf diese Weise betrogen wurde. Er kaufte von einem solchen Händler für schweres Geld eine angeblich starkgoldene Uhr, zeigte sie erfreut seinen Bekannten und achtete nicht des Staunens und des spöttischen Lächelns, das seine Erzählung über die Art des Gewerbs hervorrief. Nach einiger Zeit wurde die Uhr fuchsig, der Eigentümer behauptete, diese rötliche Goldmischung sei modern. Aber sie wollte auch nicht mehr die richtige Tageszeit anzeigen. Man fing an zu witzeln und den Besitzer öfters nach der Stunde zu fragen. Siehe, da ging die Uhr plötzlich wieder ausgezeichnet, der Besitzer zeigte sie gerne vor, und die Zeiger standen stets richtig. Er pflegte sie, sobald er ausging, zu stellen; in der andern Westentasche aber trug er eine zweite Uhr, auf die er sich besser verlassen konnte. So sehr schämte er sich, betrogen worden zu sein. Die Haufierer, die dieses Gewerbe betreiben — man nennt sie in der Verbrechersprache „Nepper“ — pflegen übrigens keine Bauernfänger zu sein, sondern sie rekrutieren sich aus dem verschiedensten heruntergekommenen Gesindel und brauchen weiter keine Fähigkeit zu besitzen, als diejenige, ihre Waren mit großer Berebtheit und größerer Dreistigkeit und Aufbringlichkeit anzupreisen und zur Hinterthür wieder hereinzukommen, wenn man sie soeben zur Vorderthür hinausgeworfen hat. Unter ihnen befinden sich verhältnismäßig viele Juden.

Dagegen neigen die Bauernfänger zu einer andern Extravaganz, die ihrem eigentlichen Gewerbe verwandter ist. Sie schwingen sich gern zum „Hochstapler“ auf. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Art Beschäftigung nicht von Bauernfängern ausschließlich ausgeübt wird, vielmehr gibt es auch viele andre Elemente, welche sich mit ihr befassen, vorzugsweise auch Frauen, und in der Regel dann mit besonders glücklichem Erfolge, wenn Mann und Weib sich zum gemeinamen Operieren vereinigt. Wohl aber sind die Requi-

itäten, die zur Hochstapelei erforderlich sind, im wesentlichen dieselben, wie sie auch der Bauernfänger gebraucht, eine elegante Erscheinung, feine Toilette, in noch höherem Maße als beim gewöhnlichen Bauernfänger gute Manieren, sicheres Auftreten und etwas, wenn auch wenig bares Geld.

Die Art dieser Thätigkeit bringt es mit sich, daß sie ihren Herrn, der in der Vaterstadt den Sicherheitsorganen allzu sehr bekannt ist und darum Gefahr läuft, zu bald in seinem Treiben überreicht und festgenommen zu werden, nach außerhalb treibt. Wir werden aus diesem Grunde in Berlin zumeist von auswärtigen Hochstaplern heimgesucht (denn auch andre große Städte erzeugen diese Spezies), während die eingebornen auswärts ihr Glück versuchen und im Sommer vorzugsweise die Badeorte, im Winter die großen Städte Deutschlands, ja Wien, Paris, Petersburg unsicher machen.

Das erste, was der Hochstapler thut, wenn er in Aktion treten will, ist, daß er sich einen hochtönenden Namen beilegt, etwa den eines Barons von A., eines Grafen B. Auf diesen Namen logiert er sich in ein Hotel ersten Ranges ein und umgibt sich, wenn seine Mittel dazu irgend ausreichen, auch mit der entsprechenden Dienerschaft, die gewaltige schwere Koffer — mit Steinen und anderm wertlosen Zeug angefüllt — auf seine Zimmer schaffen. Nun lebt er herrlich und in Freuden. Sollte ihm, bevor er „abzureisen“ gedankt, eine Rechnung präsentiert werden, so ignoriert er das oder er erwähnt dem Oberkellner gegenüber so nebenbei, daß er alles zusammen bei seiner Abreise begleichen werde. Inzwischen macht er in allen möglichen Warenlagern große Einkäufe, hinterlegt überall seine feine Visitenkarte mit dem fingierten Namen und ordnet an, daß ihm die gekauften Waren nebst Rechnung in sein Hotel geschafft werden; er werde dann den Betrag des Kaufpreises durch seinen Diener übersenden. Der Geschäftsmann vertraut dem Namen und dem Umstand, daß sein Träger in einem so renommierten Hotel wohnt, und leistet der Unordnung Folge. Der Hotelwirt seinerseits läßt sich durch die Boten der ersten Firmen täuschen, die seinem Gaste so wertvolle Waren überbringen, und nirgends kommt ein Verdacht auf. In Badeorten, wenn er besonders Geschick hat auch anderswo, gelingt es dem Hochstapler leicht, Eingang in die gute Gesellschaft zu finden. Er benutzt das, um sein Glück im Spiele zu versuchen und gleichzeitig unter allen nur denkbaren Vorwänden

jedermann ein Darlehn in beliebiger Höhe abzuschwindeln. Unter der Hand hat er bereits alle Waren, die man ihm so entgegenkommend ins Haus geschafft hat, stückweise teils selbst, teils durch seinen Diener, teils durch gute Bekannte, die ihn besuchten, unbemerkt aus dem Hotel wieder fortgeschafft, und eines schönen Tages ist auch der Herr Baron mit seiner Gattin oder mit seinem Diener, ohne auch nur einen Pfennig irgendwo bezahlt zu haben, spurlos verschwunden und hat seinem Hotelwirt nur jene fast wertlosen Koffer zurückgelassen, über deren Inhalt er schwerlich erfreut sein wird.

Auch diese Kunststückchen, schon so unzählige Male in ganz gleicher Weise ausgeführt, glücken doch fast immer wieder. Die Menschheit ist eben zu sehr geneigt, sich durch ein sicheres Auftreten imponieren, durch hohe Stellung und äußern Glanz irre leiten zu lassen. Und gerade die ausländischen Hochstapler machen bei der Vorliebe der Deutschen für alles Fremde in der Regel die besten Geschäfte. Ein Franzose, ein Engländer, der nur gebrochen Deutsch spricht, ist seines Erfolges nahezu sicher, und nun gar eine elegante schöne Russin — die übrigens meistens nebenher noch das Gewerbe einer feinen Prostituierten betreibt — klopft selten vergeblich an und wird Berlin bei einiger Geisteslichkeit schwerlich ohne einen kostbaren Brillantschmuck verlassen. Die „russische Gräfin“ ist bei uns schon sprichwörtlich geworden, aber man reicht ihr immer wieder die Hand zu ihrem Treiben.

Noch eine andre Spezialität verdanken wir Rußland, das sind die russischen Falschmünzer, oder richtiger diejenigen, welche falsches russisches Papiergeld hier in den Verkehr bringen.

In Deutschland selbst wird wenig falsches Geld fabriziert, am wenigsten deutsches. Es kommt ja vor, daß sich irgend ein Stümper an die Fabrikation falscher Ein- oder Zweimarkstücke heranwagt, jedoch seine Versuche sind größtenteils so jämmerlich, daß bei dem ersten Versuche, ein Falschstück an den Mann zu bringen, seine Unechtheit erkannt und der Übelthäter unschädlich gemacht wird. Vor etwa vier Jahren wurde vor dem berliner Schwurgerichtshof ein nicht uninteressanter Falschmünzerprozeß verhandelt, in welchem es sich um falsche Hundertmarknoten handelte. Ein spekulativer Kaufmann in Spremberg hatte einen schon zweimal wegen Falschmünzerei mit langen Zuchthausstrafen bestraften und soeben freigelassenen Graveur engagiert, ihn mit den nötigen Mitteln versehen, in Leipzig



in dem Dachstübchen einer entlegenen Gastwirtschaft eingemietet und ihn mit der Anfertigung der Platten zu falschen Hundertmarknoten beauftragt. Nachdem diese fertiggestellt waren, wurden in Spremberg die Noten selbst abgezogen und nun an den verschiedensten Plätzen Deutschlands in den Verkehr gebracht. Diese Noten waren ganz vorzüglich gelungen und hatten sogar ein recht gutes Wasserzeichen aufzuweisen; nur die Färbung war etwas mehr grau als blau, einige andre Ungenauigkeiten waren nur für den Sachverständigen und durch die Lupe erkennbar. Nachdem schon ein ziemlicher Posten abgesetzt war, hatte man auch Berlin als Absatzgebiet ausersuchen, und hier gelang es nur infolge einer unbegreiflichen Unbedachtamkeit eines Beteiligten, dem Komplott auf die Spur zu kommen.

Doch das sind — wie gesagt — seltene Erscheinungen in Deutschland. Inzwischen haben wir zudem besseres Papiergeld erhalten, und damit dürften sie immer seltener werden.

In desto stärkerem Maße ist unser Nachbarstaat Rußland von der Plage der Fälschmünzerei heimgesucht. Es gibt Leute, welche behaupten, daß beinahe soviel falsches als echtes russisches Papiergeld — nicht in Rußland allein, sondern in der ganzen Welt — sich im Umlauf befindet, und böse Menschen fügen sogar die Behauptung hinzu, daß das falsche besser gearbeitet sei als das echte. Soviel steht fest, daß die Nachahmungen, welche bis jetzt in Prozessen vor deutschen Gerichtshöfen vorgelegen haben, ganz ausgezeichnete Arbeiten waren, welche selbst die Sachverständigen schwer von den echten Stücken zu unterscheiden vermochten. Die Fabrikation dieses falschen russischen Papiergelds wird in großartigem Maßstabe betrieben, die Fabriken liegen aber nicht in Rußland, auch nicht in Deutschland, sondern einige wenige in Paris und bei weitem die Mehrzahl in London.

Ein ganz feststehendes Prinzip läßt die Fälschmünzer niemals ihre Fabrikate an dem Orte verbreiten, wo sie entstanden sind, ebenso wenig erfolgt die Verbreitung durch dieselben Personen, welche bei der Anfertigung beteiligt gewesen sind. Eine solche Häufung der Thätigkeit in einer und derselben Hand würde die Gefahr der Entdeckung zu nahe bringen, es ist notwendig, daß die Scheine, bevor sie im Publikum wirklich zur Ausgabe gelangen, durch drei, vier und noch mehr Hände gehen, damit, wenn ja einmal einer als unecht erkannt wird, die Nachforschungen nach dem Ursprung möglichst vereitelt werden. Deshalb sind die Fabriken in Frankreich und



England gelegen; von dort gelangen die Fälschate durch zahlreiche Unterhändler nach Deutschland und über Deutschland nach Rußland. In Rußland zirkulieren selbstverständlich die meisten, aber auch Deutschland, und speziell Berlin ist infolge davon, daß es einen sehr beliebten Aufenthalt für reiche Russen abgibt, ein sehr gesuchtes Absatzgebiet. Berlin hat denn auch wohl alljährlich mindestens einen Fälschmünzerprozeß, in welchem es sich um falsches russisches Papiergeld handelt, und viele dieser Prozesse sind hoch interessant durch die Menge des falschen Geldes, welches dabei zum Vorschein kommt, durch die Persönlichkeiten, welche dasselbe vertreiben, und durch das kolossale Raffinement, das sie dabei anwenden.

Mit dem Absatz der falschen Rubelscheine in Berlin sind ausschließlich russisch-polnische Juden betraut, und von der Verschlagenheit und Verlogenheit dieser Leute macht man sich keinen Begriff, wenn man sie nicht selbst schon auf der Anklagebank gesehen hat. Sie gebärden sich, als ob sie die unglücklichsten Menschen von der Welt seien, denen man das bitterste Unrecht anthue, sie beteuern ihre Unschuld, sie beschwören sie auf deutsch, russisch, polnisch und hebräisch, sie raufen sich die Haare und tanzen dabei unaufhörlich von einem Fuß auf den andern, sie erzählen die abenteuerlichsten Geschichten, verfluchen die Zeugen als meineidig und rufen die Rache des Himmels herab, und zwischen durch jammern und flehen sie immer wieder um Mitleid für sie und ihre unschuldige Familie. Wer sie aber genauer beobachtet, dem wird es sofort klar, daß das alles nur Verstellung ist, daß eine jämmerliche Angst vor der Strafe sie freilich befallen hat, daß sie aber keineswegs gesonnen sind, sich ohne den erbittertsten Kampf derselben überliefern zu lassen. Ihr Auge blitzt und schweift unruhig aber durchbohrend von einem zum andern, trotz Ach- und Wehgeschreis hören und sehen sie alles, was im Saale vorgeht, aus jeder, selbst der geringfügigsten Wendung suchen sie sofort für sich Nutzen zu ziehen, mit der größten Hartnäckigkeit kehren sie stets von neuem auf ihre Schutzbehauptungen zurück und versuchen durch geschickte Lügen und Verdrehungen dieselben als bewiesen hinzustellen, untereinander geben sie sich heimliche Zeichen, beschuldigen sich wohl auch, indes in einer so absurden Weise, daß es dem andern doch nicht schaden kann, und wenn das alles dennoch nichts hilft, und der Staatsanwalt einen Strafantrag stellt, so thun sie, als ob sie außer sich geraten wollten über das Maß von Ungerechtigkeit, das dieser Mann gegen sie ausspiele.

Ein großer Teil dieser Leute ist noch auf russischem Gebiete anständig und betritt den deutschen Boden nur, wenn es das Geschäft der Fälschmünzerei erheischt, ein anderer aber hat sich längst in Berlin und andern großen deutschen Städten heimisch niedergelassen, wie man wohl anzunehmen nicht fehl gehen wird nur zu dem Zwecke, dieses Geschäft bequemer und unauffälliger betreiben zu können. Denn dieses ist für sie Haupterwerbsquelle; ein Gewerbe, das sie nebenbei wohl noch betreiben, ist mehr oder weniger Maske. Die meisten sind der deutschen Sprache mächtig, aber sie lieben es, im gegebenen Falle diese Fähigkeit in Abrede zu stellen, weil sie dann sicher hören und beobachten können, ohne Gefahr zu laufen, durch unbedachte Auslassungen sich zu verraten, und, sollte dies doch geschehen sein, leicht in der Lage sind, vermöge ihrer angeblichen Unkenntnis der Sprache das auf ein Mißverständnis zurückzuführen.

Sie machen große Reisen ins Ausland und importieren die dort angefertigten falschen Noten, aber sobald sie auf deutschem Boden angekommen sind, geben sie dieselben in andre Hände weiter, gleich einer Ware zu einem bestimmten Kurse. Das wiederholt sich zahlreiche Male, bis die Verausgabung endlich erfolgt. Sie bezeichnen auch in ihrem Gespräch und im schriftlichen Verkehr die Scheine niemals anders, als „Ware“, und zwar bald als Strumpfwaren, bald als Felle u. dergl., je nachdem sie sich den Anschein geben, mit solchen Artikeln zu handeln, oder je nachdem die Scheine verpackt sind. Dieselben werden nämlich stets unter andern Waren verpackt eingeschmuggelt, so daß auch hierdurch die Entdeckung bei dem Passieren der Grenze erheblich erschwert wird. Man sollte glauben, daß bei einer solchen Vielteilung im Geschäftsbetrieb der Gewinn gar nicht so bedeutend sein könne, um besonders zu locken. Allein darin täuscht man sich. Die Herstellung der Scheine ist bei der massenweisen Fabrikation nicht sehr kostspielig, und wenn auch viele sich in den schließlichen Gewinn teilen müssen, so muß man doch die Höhe desselben nach dem Umsatze berechnen, und wie enorm dieser ist, mag man aus dem Beispiele entnehmen, daß gelegentlich eines vor einiger Zeit vor dem berliner Schwurgerichte schwebenden Prozesses in Aachen nicht weniger als 80,000 Stück falsche Rubelnoten zu fünf, fünfundzwanzig und fünfzig Rubeln mit Beschlagnahme belegt wurden, die zwischen Gebet- und Gesangbüchern sauber verpackt waren.

Diese Falschmünzerbanden sind für das russische Reich eine wahre Landplage, denn sie haben es thatsächlich schon dahin gebracht, das russische Papiergeld zu diskreditieren und in seinem Werte herabzudrücken. Die russische Regierung ist deshalb auch energisch darauf bedacht, dem Unwesen Einhalt zu thun. Allein die Mittel, die sie zu diesem Zwecke anwendet, können nicht als ausreichend angesehen werden. Anstatt das Übel an der Wurzel anzugreifen und besseres Papiergeld zu verausgaben, vor allem besseres Papier zu verwenden, das die Nachmachung sehr wesentlich erschweren würde, beschränkt sie sich darauf, Detektives in der ganzen Welt umherzuschicken und durch sie Verbrecher ermitteln zu lassen, die sich mit der Verausgabung falschen russischen Geldes befassen. Mag man über die russische Polizei im übrigen denken, wie man will; diesen Detektives, die speziell nur dieses eine Fach kultivieren, muß man es nachsagen, daß sie ihren Beruf erfaßt haben. Es sind meistens jelder Juden, die sich unter dem Vorgeben, sich selbst bei dem Vertrieb falschen Geldes beteiligen zu wollen, bei ihren Glaubensgenossen eindringen und sie hinterher, wenn sie genügende Beweise gesammelt haben, verraten. Die Mittel, mit denen sie ihre Regierung freigebig ausstattet, ermöglichen es ihnen, einen Posten falscher Noten wirklich aufzukaufen und dadurch die wirklichen Verbrecher zu täuschen. Im geeigneten Moment setzen sie sich mit der Polizei des Ortes in Verbindung und wissen nun die Operationen der letzteren so geschickt zu unterstützen, daß das Werk meist von Erfolg gekrönt wird. Auf diese Weise ist es namentlich in Berlin wiederholt gelungen, russische Falschmünzer zur Bestrafung zu bringen. Aber was hilft das? Kaum sitzt die eine Bande hinter Schloß und Riegel, so beginnt die andre ihr Unwesen. Auf die Weise wird man zwar Bestrafungen erzielen, niemals aber das Übel selbst auszurotten vermögen.

Wenden wir uns zu einer andern Spezialität, zu den „Stellenvermittlungs- und Kautionschwindlern“. Sie sind nicht in dem Maße für das öffentliche Leben gefährlich, wie die Falschmünzer, aber ihr Treiben ist um deswillen so verwerflich und für die Betroffenen so empfindlich einschneidend, weil es nur sehr gering bemittelte Leute zu sein pflegen, die ihnen zum Opfer fallen und dabei in der Regel ihren letzten Sparpfennig einbüßen.

Das Angebot von Arbeitskräften aller Art ist in Berlin ein ganz außerordentlich großes; die Nachfrage erreicht es in sehr ver-

einzelnen Branchen kaum annähernd, in den meisten bleibt sie weit hinter ihm zurück. Daraus ergibt sich für die Arbeitsuchenden, seien es nun Dienstboten, Arbeiter oder Handwerker, eine gewisse Schwierigkeit Arbeit zu erlangen, so daß um jede offene Stelle ein wahrer Sturmloaf beginnt, und viele zu spät kommen müssen. Vor den Häusern, in denen gelesene und inseratenreiche Zeitungen gedruckt werden, kann man die Hast beobachten, mit der man bemüht ist, von jeder neu aufgehenden Stellung Kenntnis zu erlangen. In den Nachmittagsstunden sammelt sich hier massenhaft das Publikum, oft genug den Schutzleuten Veranlassung gebend, es zu zerstreuen, damit nur die Passage freigehalten werde, und kaum ist eine Nummer des „Intelligenzblattes“, der „Vossischen Zeitung“, der „Volkszeitung“ erschienen, so wird sie förmlich verschlungen, Bleistiftnotizen werden gemacht, und eilenden Laufes stiebt die Menge auseinander: jeder möchte zuerst am Platze sein, wo eine Stellung angekündigt wird.

Um die Bedürfnisse des Publikums in dieser Richtung zu befriedigen, haben sich mit der Zeit die verschiedensten „Stellenvermittlungsbüreaus“ aufgethan, welche zum Teil in durchaus reeller Weise gegen mäßige Vergütung Arbeit jeder Art nachweisen und so recht segensreich wirken. Der andre Teil aber ist auf eitel Betrug und Schwindel aufgebaut und saugt in unerhörter Weise das arbeitssuchende Publikum aus.

Ein solches Bureau erläßt zunächst großartige prahlerische Annoncen, in denen es versichert, daß es Stellen jeder beliebigen Art zu vergeben habe. Melbet sich ein Arbeitsuchender, so hat er zunächst schriftlich anzuerkennen, daß er sich dem „Reglement“ des Büreaus, das ihm gedruckt vorgelegt wird, füge; demnächst hat er im voraus eine Vergütung von drei bis zehn Mark zu zahlen, mit der fernerer Verpflichtung, einen bestimmten Prozentsatz des Jahreseinkommens derjenigen Stellung, welche ihm das Bureau nachweisen werde, noch nachträglich zu entrichten. Nunmehr wird ihm eine offene Stelle verraten, die zugleich als vorzüglich gut geschildert wird. Der Arbeitsucher begibt sich dorthin und — erfährt, daß die Stelle längst besetzt ist. Er geht zum Bureau zurück. Dort bedauert man lebhaft sein Mißgeschick und gibt ihm eine zweite Stelle auf. Er kommt auch dort zu spät. Nachdem er noch ein paarmal die gleiche Erfahrung gemacht hat, gibt er es auf, sein Glück in dieser Weise zu suchen.

Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Das „Büreau“ hat niemals einen Auftrag gehabt, die betreffenden Stellen zu vermitteln. Sein Inhaber studiert nur emsig alle Zeitungsinsertate und schickt die Leute dahin, wo solche offene Stellen annoncieren. Daß die Arbeitnehmer auf diesem Umwege zu spät kommen, versteht sich nach der eben geschilderten Hast ihrer Schicksalsgenossen von selbst. Das kümmert aber den Büreauinhaber nicht; ihm war es nur um die Erlangung des Angeldes zu thun, und dieses Geschäft ist bei dem großen Zuspruch, den das Bureau jederzeit hat, ein recht einträgliches.

Weit einträglicher indes gestaltet es sich, wenn das Bureau Stellen mit Kaution zu vermitteln hat. In diesem Falle muß der Chef desselben einen Kompagnon haben, der nach außen hin irgend ein kaufmännisches Geschäft betreibt, in Wirklichkeit aber nur von dem Kautionschwindel lebt. Er ist derjenige, welcher die Stelle angeblich zu vergeben hat. Zu ihm schickt ihn der Stellenvermittler. Es wird ihm ein glänzendes Gehalt zugesichert, auch noch eine Provision oder eine Lantieme von der Einnahme des Geschäfts, die Anstellung aber, da sie ein Vertrauensposten sei, von der Leistung einer Kaution abhängig gemacht. Man fordert 300 Mark, 400 bis 500 Mark. Viele der Stellensuchenden sind Leute, die auswärts nicht weiter kommen konnten, und nun ihre letzten Ersparnisse zusammengerafft haben, um in der Hauptstadt ihr Glück zu versuchen. Die Stellung scheint ihnen sehr begehrenswert, sie zahlen die verlangte Kaution. Sind sie dazu nicht imstande, so legt man sich wohl auch aufs Handeln und ist schließlich mit 100 oder 150 Mark zufrieden. Nun wird ein Kautionschein ausgestellt, der in sehr geschäftlichem Tone die Verpflichtung enthält, die Kaution nach einer vierzehntägigen Kündigungsfrist zurückzuzahlen, gleichzeitig aber auch die Erlaubnis, die Kautionssumme in dem Geschäfte des Prinzipals zu verwerten, wogegen eine fünfprozentige Verzinsung zugesichert wird.

Der Neueingagierte hält sich nun für vollkommen gesichert und tritt sein Amt an. Dieses besteht meistens in dem Einkassieren ausstehender Forderungen; aus diesem Grunde war ja auch die Bestellung einer Kaution erforderlich. Zu seinem Erstaunen will es jedoch dem neuen Kassenboten nicht gelingen, irgend eine Forderung beizutreiben. Bald wohnt der Schuldner nicht mehr in der bezeichneten Wohnung, bald hat er niemals in derselben gewohnt; bald

erklärt er, dem Prinzipal des Boten nimmer etwas verschuldet, bald, die Schuld abgetragen zu haben. Selbst dem Blödesten müssen da die Augen geöffnet werden. Er fordert seine Kaution zurück, allein vergeblich. Zunächst werden Einwendungen erhoben, daß die Kündigungsfrist nicht eingehalten sei, daß der Diener sein Amt nicht ausgefüllt habe, aber bald stellt es sich heraus, daß der Prinzipal gänzlich zahlungsunfähig ist; er hat das Geld längst mit seinem Komplizen, dem Stellenvermittler, geteilt und verbraucht.

Die Leute, welche dieses Gewerbe betreiben, kehren trotz vielfacher Verurteilungen stets wieder zu demselben zurück. Die Strafen fallen doch nur gering aus, der Verdienst dagegen ist lohnend. Vor kurzem wurde ein solcher Kautionsschwindler zum siebenten Male wegen des gleichen Vergehens verurteilt, nun allerdings zu fünf Jahren Gefängnis. Er hatte ein Bureau mit mehreren Angestellten unterhalten und eine ganze Reihe von Komplizen gehabt, welche die Getäuschten in ihre Dienste nahmen. Die Einnahmen waren brillant; er lebte herrlich und in Freuden; aber eines schönen Tages, als er merkte, wie ihm die Polizei auf der Spur war, verschwand er, um in Stockholm unter falschem Namen wieder aufzutauken. Das half nun diesmal freilich nichts, denn seine Auslieferung wurde durchgeführt.

Zu der soeben geschilderten Kategorie von Verbrechern zählt noch eine Menge ähnlicher gewerbsmäßiger Schwindler, von denen wenigstens einige hier andeutungsweise Erwähnung finden sollen.

So gibt es umgekehrt Betrüger, Männer und Weiber, welche weiter nichts betreiben, als daß sie unter der Maske von Dienstboten mit gefälschten Zeugnissen von einer offenen Stelle zur andern gehen, sich mieten lassen, das Handgeld einkassieren und sich nie wieder blicken lassen.

Ein ganzes Heer anderer ungetreuer Bediensteter marschiert unter dem Feldzeichen der „Kolporteure“, die Abonnenten auf literarische Erzeugnisse, Bestellungen auf Druckbilder, Regulatoruhren, Nähmaschinen u. dergl. sammeln. Diese Leute sind sämtlich auf Provision gesetzt. Geht das Geschäft nicht ganz vorzüglich, so ist ihr Einkommen gering und verleitet sie zum Verbrechen. Sie fälschen massenhaft Bestellzettel, indem sie fingierte Unterschriften auf dieselben setzen, sie dem Prinzipal einreichen und sich die entfallende Provision auszahlen lassen. Das treiben sie, so lange es irgend angeht; sobald sie merken, daß die Entdeckung nicht mehr lange aus-



bleiben kann, verkaufen sie schleunigst noch alle Probeartikel, die sie in Händen haben, und sind eines Tages spurlos verschwunden, um in einem andern Stadtviertel bei einem andern Prinzipal unter anderm Namen den Schwindel von neuem zu beginnen.

Wunder nehmen kann es freilich nicht, daß die Kolporteure so sehr zur Unredlichkeit neigen, sehen sie doch, wie ihr Prinzipal ihnen mit dem schlechten Beispiel vorangeht. Denn die Waren, die der Kolporteur für ihn an die Kunden absetzen soll, sind zum allergrößten Teile Schwindelwaren, die äußerlich schön ausgestattet sind, in Wirklichkeit aber bei weitem nicht den Wert haben, der als Kaufpreis gefordert wird. Das Publikum wird dadurch gelockt, daß man ihm sehr niedrige Teilzahlungen gestattet, die sich demgemäß aber sehr lange hinausziehen. Der Verkäufer behält sich wohlweislich das Eigentum bis nach erfolgter Zahlung der letzten Rate vor. Bleibt der Käufer mit einer einzigen Abschlagszahlung im Rückstande, so ist Verkäufer nach den gedruckten Bestimmungen des sogenannten „Leihkontrakts“ berechtigt, die Sache sofort abzuholen; er thut es mit peinlichster Sicherheit und läßt sich höchstens erweichen, mit dem Käufer einen neuen Leihkontrakt abzuschließen, nach dessen Bestimmungen dieser nunmehr von vorn beginnen muß, die ganze Kaufsumme noch einmal zu entrichten. Sollte Käufer es sich beikommen lassen, etwas voreilig über die Sache zu verfügen, so kann er sicher sein, daß die Denunziation wegen Unterschlagung der That auf dem Fuße folgt.

Ganz besonders widerwärtig ist der Schwindel, der von Leuten, die sich stolz den Titel „Verleger“ beilegen, mit Erzeugnissen der Litteratur getrieben wird. Sie geben Werke heraus, für welche die Bezeichnung „Schundlitteratur“ noch ein Lob enthalten würde, Romane mit schauerlichen Kapitelüberschriften oder Nachwerke, die einen erotischen Inhalt vermuten lassen, ihn aber in Wahrheit nicht haben, und lassen durch ihre Kolporteure die kleinen Leute und die Diensthoten (daher der Namen „Hintertreppenromane“) mit Probeheften dieser Elaborate überschwemmen. Jeder, der abonniert, muß einen gedruckten Zettel unterschreiben, inhaltlich dessen er sich zur Abnahme des ganzen Werkes verpflichtet, wobei ihm noch als besonders zugkräftig wirkendes Lockmittel beim Schluß des Werkes eine Prämie in Gestalt eines „Ölgemäldes“, einer Uhr oder eines Spielwerks in Aussicht gestellt wird. Nun beginnen die Lieferungen, die selbstverständlich stets bar zu bezahlen sind, und — nehmen kein



Ende. Jahre hindurch folgt Lieferung auf Lieferung, das ungereimteste und miteinander gar nicht im Zusammenhange stehende Zeug erscheint gedruckt im Rahmen eines solchen Romans. Ein Abonnent nach dem andern fällt ab, wird verklagt, auch wohl nicht, die Reihen lichten sich immer mehr; schließlich ist kein einziger Abonnent mehr übrig, und kein einziger hat auch jemals etwas von einer Prämie zu sehen bekommen. Unterdessen hat der Verleger den gleichen Schwindel schon längst mit einem andern Schauerroman in Scene gesetzt.

Einen etwas komplizierteren Apparat setzen die „Pfandscheinschieber“ in Thätigkeit, um Gimpel in ihr Netz zu locken. Sie suchen sich zunächst durch Ankauf in den Besitz einer thunlichst großen Anzahl Pfandscheine zu setzen, so viel als möglich vom königlichen Leihhause. Derlei Pfandscheine sind für wenige Groschen massenweise zu kaufen. Viele Leute müssen die Möglichkeit, ihr versetztes Gut wieder einzulösen, von vornherein oder doch sehr bald aufgeben; sie sind froh, wenn sie für den Pfandschein noch eine Kleinigkeit erzielen; nicht weniger die Diebe, wenn sie auf diese Weise die ihnen nur lästigen Scheine beiseite schaffen können. Hat der Pfandscheinschieber nun eine genügende Menge beisammen, so erläßt er in einer geleseenen Zeitung ein fulminantes Inserat, etwa folgenden Inhalts: „Geld, Geld, Geld! Bei geringer Kapitalsanlage 2—300 Prozent Nutzen! Mehr als fünffache Sicherheit durch Wertunterlage.“ Alsbalb melden sich die Leichtgläubigen, zum meist von auswärts, kleine Kapitalisten, die mit ihrem bißchen Vermögen wuchern und gern reiche Leute werden möchten. Der Pfandscheinschieber setzt ihnen nun auseinander, daß er selbst ein umfangreiches Pfandleihgeschäft betreibe, namentlich den An- und Verkauf von Pfandscheinen kultiviere, wobei sich enorme Summen verdienen lassen. Um den Gewinn noch mehr zu steigern, bedürfe er einer Kapitalsanlage, für die er als Sicherheit Pfandscheine für den Taxpreis der verpfändeten Gegenstände anbiete. Dabei könne niemand zu Schaden kommen, da ja erfahrungsmäßig der Taxpreis den wirklichen Wert niemals erreiche; für das Kapital aber garantiere er einen Gewinnanteil von 100 oder 200 Prozent. Das lockt den kleinen Kapitalisten, er gibt sein gutes Geld hin und erhält einen Haufen Pfandscheine zum Taxpreise. Damit ist er sein Vermögen los, denn an ein Zurückzahlen des Geldes seitens des Pfandscheinschreibers ist niemals zu denken, an eine Verzinsung ebensowenig.

Will er nicht alles einbüßen, so muß sich der „Geschobene“ an die Pfandscheine halten, und nun merkt er bald, wie sehr ihm mitgespielt ist. Den Tarpreis hat er bereits an den Schieber entrichtet; will er die verfeßte Sache erlangen, so muß er dem Leihamt das vorgestreckte Darlehn zurückzahlen, was bis zu zwei Drittel des Tarprießes ausmacht, und außerdem die inzwischen aufgelaufenen Zinsen decken. Dann hat er einen Gegenstand in Händen, der halb so viel wert ist, als er für denselben aufgewendet hat, und den er nun, da er doch wieder zu Geld kommen möchte, für jeden Preis verkaufen muß. Das Resultat dieses Verkaufs wird dadurch, daß er sich durch die Realisation der Pfandscheine mit einem Male im Besitz einer großen Menge gleichartiger Sachen, wie goldner Taschenuhren u. dergl. sieht, die er aus diesem Grunde so plötzlich um so schlechter verwerten kann, noch schlechter. Das Ende vom Liede ist, daß er mit Mühe und Not vielleicht den vierten Teil seines Geldes rettet, während er gehofft hatte, sein Kapital in kürzester Frist zu verdreifachen. Dieser ist geheilt, er läßt sich auf gewagte Spekulationen ein für allemal nicht wieder ein, aber andre treten an seine Stelle, Leute, die sich enorm klug dünken und mit fieberhafter Hast ihr Geld dem Pfandscheinschieber in die Hände jagen, um nach kurzer Zeit dieselbe Erfahrung zu machen und sich dann voll Scham schweigend zurückzuziehen.

Die „Leichenfledderer“ gehören gleichfalls hierher, Leute, die sich bei Todesfällen in der Familie einzustellen pflegen und ihre guten Dienste anbieten. Sie versichern, alles zur Beerdigung Erforderliche bestens und billigst beschaffen zu wollen. In der Trauer und Aufregung, die ein Todesfall mit sich bringt, ist man froh, wenn man jemanden hat, der einen der mühseligen Einzelheiten der Bejorgungen überhebt, engagiert den Menschen und setzt ihn auf sein Ersuchen durch Zahlung eines namhaften Vorschusses in die Lage, die ersten nicht unbedeutenden Kosten zu tilgen. Darauf verschwindet er auf Nimmerwiedersehen. Bei Todesfällen von einzelstehenden Personen erscheinen die Leichenfledderer wohl auch in schwarzer Kleidung, stellen sich den Mietsleuten unter beständigem Schluchzen und Weinen als die nächsten Anverwandten des Heimgegangenen vor und treffen scheinbar die ersten Vorkehrungen zu seinem Begräbniß. Bei dieser Gelegenheit nehmen sie alles, was an Wertgegenständen von dem Verstorbenen zurückgelassen ist, an sich und empfehlen sich dann — ebenfalls für immer. Die Thätigkeit dieser

Art von Leichenfledderern hat dahin geführt, diejenigen Diebe mit dem gleichen Namen zu belegen, die sich abends und nachts in den öffentlichen Gainen und Anlagen an Personen heranbrängen, die auf dort stehenden Bänken oder im Grase, sei es infolge von Trunkenheit, sei es aus Ermüdung und Mangel an Obdach, eingeschlafen sind, sich von der Festigkeit ihres Schlafes durch allerlei Versuche, Betasten und Anreden, überzeugen und sie dann um ihre Uhr, Börse, Ringe u. dergl. erleichtern.

An dieser Stelle dürfen ebenfalls nicht vergessen werden die sehr übel beleumundeten Winkelkonsulanten, die unter dem schön klingenden Titel eines „Volksanwalts“ (im Volke im Gegensatz zu Rechtsanwalt scherzweise „Linksanwalt“ genannt) den Leuten das Geld abzunehmen wissen. Sie halten sich auf den Korridoren der Gerichte, auf der Straße vor den Gerichtsgebäuden und in den naheliegenden Kneipen auf, wo sie oft ein Kartell mit dem Wirt abgeschlossen haben, bieten den prozeßführenden Parteien in aufdringlichster Weise ihre Dienste an und vermögen sie zu überzeugen, daß sie weit besser im Stande seien, ihren Prozeß zu einem glücklichen Ausgang zu führen, als ein Rechtsanwalt, der bei seiner großen Praxis solchen unbedeutenden Dingen doch nicht seine Aufmerksamkeit zuwenden könne, der zur Vertretung in den Terminen doch nur seine Hilfsarbeiter entsende, der nicht so mit den Unterbeamten des Gerichts verkehren könne wie er, der Volksanwalt, und der schließlich auch weit teurer sei als er. Allein das letztere soll sich sehr bald in das Gegenteil verwandeln. Hat ein solcher Winkelkonsulent eine Partei erst einmal in den Fingern, so wird sie auf das unerhörteste ausgebeutet. Bald hat er dem Gericht Vorschuß einzuzahlen; dann muß er die oder jene Eingabe machen, die selbstverständlich besonders zu honorieren ist; dann erbittet er einen Vorschuß für sich, nicht undeutlich durchblicken lassend, daß sein Eifer erlahmen werde, wenn er nicht auch einen kleinen Vorteil für sich sehe; dann ist die Einsicht der Akten für ihn unerlässlich, was aber nicht zu erreichen ist, wenn er nicht den Unterbeamten oder den Gerichtsschreiber mit einer kleinen Summe besticht, die also die Partei zu zahlen hat; dann gar liegt der Prozeß für seinen Mandanten so schlecht, daß nur etwas außergewöhnliches helfen kann, der Richter muß bestochen werden, das alles ist dem Volksanwalt möglich, aber hierzu ist eine größere Summe erforderlich, die wiederum der Mandant zu erlegen hat. Alle diese kleineren und

bedeuten deren Beträge wandern in die Tasche des Volksanwalts, der dafür in Wirklichkeit gar nichts gethan hat. Der Prozeß ist unterdessen so vernachlässigt worden, daß er, wenn die Sache nicht sonnenklar liegt, überdies noch verloren wird.

Weit gefährlicher, als diese Klasse von Volksanwälten, welche die Sache ihres Mandanten im Stiche lassen, ist die andre, deren Mitglieder sich zu sehr für dieselbe ins Zeug legen. In dieser Richtung hat die Kriminaljustiz von Berlin in den letzten zehn Jahren wahrhaft erschreckende Zustände an das Tageslicht gezogen. Vier oder fünf Meineidsprozesse von kolossalem Umfange sind geführt worden, in denen gleichmäßig ein Volksanwalt als die Spitze einer Bande bloßgestellt wurde, deren Zugehörige ganz nach seinem Winke gewerbsmäßig jeden Meineid leisteten, den er ihnen auferlegte. Wer sich an einen solchen Winkelkonsulenten wendete, war sicher, seinen Prozeß zu gewinnen, wenn er nur die von ihm als Pauschquantum für die Durchführung desselben geforderte Summe entrichtete. Er hatte auch keine weitere Mühe, als daß er seinem Rechtsbeistande eine möglichst genaue Instruktion zu erteilen hatte; alles weitere besorgte dieser selbst. Wenn eine solche Partei einmal einen Beweisaufnahmetermin vor dem Amtsgerichte besuchte, so war sie im höchsten Maße erstaunt zu sehen, wie Leute, die sie niemals in ihrem Leben zu Gesicht bekommen hatte, als Zeugen auftraten und zu ihren gunsten Vorgänge als miterlebt beschworen, von denen sie keine Ahnung haben konnten. Aber sie schwieg, weil es ihr Vorteil brachte, und empfahl den Konsulenten ihren Bekannten. Solcher Individuen hatte der Winkeladvokat eine ganze Auswahl zur Verfügung, und je nach ihrer Fähigkeit und Persönlichkeit verwendete er sie als Zeugen in den ihm übertragenen Prozessen, um die ungeheuerlichsten Meineide zu schwören.

Sehr harte Strafen sind in diesen Strafprozessen vor dem Schwurgericht ausgesprochen, Duzende von gemeingefährlichen Verbrechern für lange Jahre unschädlich gemacht worden; wie viel Volksanwälte aber nach wie vor dieses schändliche Treiben fortsetzen, wie viele Kreaturen nach wie vor ihres Winkes gewärtig sind, um ihr Gewissen mit jedem von ihnen verlangten Meineide zu beschweren, wie viele solcher Meineide Tag für Tag in Berlin geleistet werden mögen, das entzieht sich jeder Berechnung; und das ist fast als ein Glück zu betrachten, denn die Kenntniss der Ziffer würde uns

schauern machen, in einer so rapiden Zunahme ist die Ableistung von Meineiden bei uns begriffen.

Die Volksanwälte sind nicht die einzigen, die es zu ihrer Profession gemacht haben, andern zu helfen, dem Rechte ein Schnippchen zu schlagen. „Zur Ordnung und Instandsetzung von Handlungsbüchern empfiehlt sich“, „Die Anfertigung von kaufmännischen Büchern übernimmt“ und ähnliche Inserate kann man täglich zu Duzenden in den gelesesten Berliner Zeitungen finden. Der Arglose liest darüber hinweg und glaubt, es seien kaufmännisch gebildete Buchhalter, die sich mit der Buchführung weniger vertrauten Geschäftsleuten anbieten, deren Bücher in ihren freien Stunden ordnungsmäßig im Stande zu halten. In Wirklichkeit verhält sich das aber ganz anders. Der einfache sowohl, wie der betrüglische Bankerott liefern zu dem täglichen Material unserer Strafgerichte ein sehr erhebliches Kontingent, und in den meisten dieser Prozesse wird man die Erfahrung machen, daß die Angeklagten sehr gut vorbereitet auf die Anklagebank treten.

Es gehört nicht gerade zu den Seltenheiten, daß Kaufleute von dem ersten Tage des Bestehens ihres Geschäfts an auf einen falschen Konkurs losarbeiten. Von Beginn an schaffen sie Geldsummen beiseite, immer höhere Kredite nehmen sie in Anspruch, immer größer wird der Kreis ihrer Lieferanten, die sie durch einen blühenden Geschäftsgang täuschen, immer höher steigen die Passiva, und wenn das Truggebäude endlich zusammenbricht, so stehen sehr unbedeutende Aktiva diesen gegenüber, während bei Verwandten und guten Freunden hohe Barsummen deponiert sind, die eine sorgenlose Zukunft ermöglichen. In einem solchen Falle sind die Handlungsbücher von vornherein scheinbar ordnungsmäßig, in Wahrheit falsch geführt; das hat aber der Kaufmann selbst besorgt, dazu brauchte er keinen Helfershelfer.

Anders liegt es, wenn infolge schlechter Spekulationen, unverhältnismäßigen Aufwands oder aus andern Gründen der Geschäftsstand ein derartiger geworden ist, daß der Kaufmann sich nicht mehr über Wasser erhalten kann und es nun gilt, zu retten, was noch beiseite zu bringen ist, und aus diesem Grunde, oder auch nur um sich vor der Strafe des einfachen Bankerotts zu schützen, die Handlungsbücher scheinbar in Ordnung zu bringen. Dann wendet man sich an einen Vertrauensmann, der Inserate der vorher angebotenen Art in den Zeitungen erläßt. Er pflegt ein zurückgekommener

Kaufmann zu sein, der nicht die Mittel und vielleicht auch nicht den guten Willen hat, einem Geschäfte selbständig vorzustehen, und noch weniger Lust verspürt, in den Dienst eines andern Kaufmanns zu treten. Eine eigentümliche Virtuosität besitzt er aber in der Anfertigung kaufmännischer Bücher. Aus einem Nichts baut er für Jahre rückwärts kaufmännisch geführte Handlungsbücher auf, er fingiert Einnahmen und Ausgaben, stellt Ziffern auf, summiert sie und gruppiert sie, daß sie scheinbar einen ganz klaren Überblick über die Vermögenslage des Kaufmanns gewähren und zugleich ein Bild abgeben, wie letzterer ohne sein Verschulden immer tiefer in Verluste geraten ist, die ihm schließlich die Weiterführung des Geschäfts unmöglich machten. Um auch den äußern Anblick dieser Bücher unverdächtig zu gestalten, wechselt er häufig in der Farbe und Art der Tinte und in der Spitze der Federn, verstellt auch seine Handschrift oder läßt einzelne Abschnitte von vertrauten Gehilfen oder dem Kaufmann selbst schreiben und versucht endlich, durch Beschmutzung und Verletzung der Blätter und des Einbands den Büchern älterer Jahrgänge ein vergriffenes Ansehen zu geben. Der sachverständige Bücherrevisor und Konkursverwalter hat solcher Arbeit gegenüber einen schlimmen Stand; er fühlt wohl heraus, wie es sich mit den Büchern verhält, aber er kann es nicht beweisen; er spricht seine Vermutung aus und sucht sie namentlich durch das Fehlen jeglicher Beläge zu begründen. Allein hiergegen weiß sich der Kaufmann stets durch die Behauptung zu decken, daß dieselben in dem großen Trubel und in der Verwirrung, die das Hereinbrechen des Konkurses mit sich geführt habe, verloren gegangen sein müßten. Und gelingt es ja einmal, den Bücherfabrikanten zu ermitteln, so gibt er wohl zu, daß er die Bücher aufgestellt habe, er behauptet aber, daß dies ganz legal auf Grund ihm übergebener Beläge geschehen sei. Wird er als Zeuge vernommen, so läßt er sich wohl auch bereit finden, dies eiblich zu erhärten. Was aus den Belägen geworden ist, weiß er natürlich niemals; er hat sie dem Kaufmann zurückgegeben.

„Diskrete Hilfeleistung in allen Frauenangelegenheiten“, „Rat und Hilfe bei allen Frauenleiden. Frau K.“ lautet ein andres Inserat, das stereotyp in den Tagesblättern wiederkehrt. Die Polizei hat ein wachsameres Auge auf diese Inserenten, denn sie weiß sehr wohl, was sich hinter ihren Anerbietungen verbirgt. Allein die Erfolge ihrer Bemühungen ist leider minimal, denn die Fälle, in



denen Frauen in mancherlei Leiden erlaubte Hilfe in Anspruch nehmen müssen und sich dann naturgemäß lieber an eine Frau, als an einen Mann, sei es auch ein Arzt, wenden, sind ja tagtäglich, und was darüber hinaus Unerlaubtes geschieht, geschieht mit so großer Vorsicht, daß es um so schwieriger zu entdecken ist, als sich selten ein Verräter findet.

Die Frauen, von denen jene Inserate ausgehen, sind zum größten Teile Hebammen, zum kleinsten Krankenpflegerinnen, auch beliebige andre Frauen. Der Volksmund macht diesen Unterschied nicht, er nennt sie alle kurzweg „kluge Frauen“. Das, was sie mit ihren Annoncen bezwecken, ist, um es kurz zu sagen, weiter nichts, als das Anerbieten der Abtreibung der Leibesfrucht. Der Uneingeweihte glaubt es nicht, in welchem Maße dieses Verbrechen in allen Schichten der Bevölkerung, bei Mädchen und verheirateten Frauen, verbreitet ist. Mit tauglichen und untauglichen Mitteln, mit äußerlichen und inneren Medicamenten, durch Bäder und sogar durch operative Eingriffe suchen die klugen Frauen ihren Zweck zu erreichen. Je nach dem Außern der betreffenden Person, nach ihrer vermutlichen Zahlungsfähigkeit wird der Preis bestimmt, der in jedem Falle hoch genannt werden muß. Ja, große Reisen nach auswärts unternehmen sie zu Frauenspersonen, die sich auf ihre Inserate brieflich an sie gewendet haben, wenn anders sie vorher wenigstens das Reisegeld hinterlegen.

Die Ertragnisse dieses schmutzigen Handwerks sind sehr beträchtlich. Allein es gibt unter den klugen Frauen doch viele, die sie nicht angemessen finden im Verhältnis zu der Gefahr, deren sie sich aussetzen, zu der Schwere der Strafe, die sie im Falle der Entdeckung zu gewärtigen haben. Diese manövrieren auf eine andre Art. Sie stellen sich, als wären sie geneigt, der Betreffenden die Leibesfrucht abzutreiben, sie versprechen dies sogar bestimmt, sie lassen sich den Preis zahlen, den sie glauben, für diese That erreichen zu können, und dann geben sie ihrer Klientin ganz unschuldige Mittel, die in ihrem Zustand nicht die geringste Änderung hervorzubringen geeignet sind. Sie wiederholen dies mehrmals, wundern sich mit ihrer Klientin, daß kein Erfolg eintritt, und erklären ihr schließlich, daß sie alles angewendet hätten, was in ihren Kräften stehe, daß aber gerade bei ihr leider offenbar kein Mittel anschlage. Damit entlassen sie das betrogene Geschöpf, das dann entweder aus Geldmangel



von seinem Vorhaben absteht oder bei einer andern Hebamme sein Glück nochmals versucht.

Es ist wirklich schwer zu sagen, welche Praxis widerwärtiger ist, wenn ja auch die Schwere der Straftat sich kaum miteinander vergleichen läßt.

Vor Gericht pflegen diese klugen Frauen hartnäckig zu leugnen und ihre Unschuld zu beteuern. Sehen sie, daß sie mit der absoluten Negation nicht durchkommen, so geht ihre stehende Ausrede dahin, sie haben die Schwangerschaft gar nicht erkannt und der Hilfesuchenden nur ein unschuldiges Mittel für die Wiederkehr der angeblich ausgebliebenen Menstruation verordnet. Straft sie ihre Mitangeklagte selbst Lügen, indem sie den Thatbestand einräumt, so suchen sie sich mit der vorher ad 2 geschilderten Methode zu retten, indem sie vorgeben, zwar die Abtreibung zugesagt, aber nur ein untaugliches Mittel angewendet zu haben. Da nur in den seltensten Fällen das Mittel selbst zur Stelle zu schaffen ist, auch der Nachweis des Kausalnexus zwischen ihm und dem Abortus in der Regel große Schwierigkeiten darbietet, so ist damit, selbst wenn es sich nicht nur um einen Versuch handelt, die Anklage meistens ins Wasser gefallen, denn die neuerliche Theorie des Reichsgerichts von der Strafbarkeit der Handlung trotz Untauglichkeit des Objekts oder der Mittel ist für die Köpfe von Geschwornen nicht geschaffen.

Es ist nicht angängig, die Naturgeschichte sämtlicher Spezialitäten der berliner Verbrechermwelt vorzuführen. Der hauptsächlichsten Typen haben wir Erwähnung gethan und könnten dieses Kapitel zum Abschluß bringen, wenn wir nicht — trotz inneren Widerstrebens — noch einer höchst unsaubern Gesellschaft gedenken müßten, die vermöge ihrer großen Ausdehnung einen Anspruch hierauf erheben könnte, — der „Päderasten“. In kleinen Städten, auf dem platten Lande ist dieses widerwärtigste aller Laster, diese unnatürlichste menschliche Verirrung dem Namen und dem Wesen nach kaum bekannt, der Reichshauptstadt ist es vorbehalten geblieben, sie in allen, selbst in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft einzubürgern und ihr überall eine zahlreiche Mitgliederzahl zuzuführen. In den höheren Schichten der Bevölkerung wird sie sehr geheim getrieben, in den unteren erhebt sie ziemlich schamlos ihr Haupt und ist zu einer vollkommenen männlichen Prostitution ausgeartet. Wie die Straßendirnen umherschweifen und suchen aus der Zahl der Passanten männlichen Geschlechts einen oder den andern in ihre Liebesfesseln zu schlagen, ihn „anzu-

fobern“, wie der Kunstausdruck besagt, so auch die Päderasten. Sie nähern sich in belebten Straßen, vor Schaufenstern oder nach Einbruch der Dunkelheit an bestimmten Orten des Tiergartens Männern, die ihnen den Eindruck machen, als seien sie nicht unempfindlich für ihr Entgegenkommen, und sind bemüht, indem sie mit dem Arm den ihrigen sanft streifen, oder indem sie in eigentümlicher Weise Daumen und Zeigefinger aneinander reiben, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Noch drastischeres Mittel, die jedoch hier nicht geschildert werden können, bedienen sie sich in den öffentlichen Bedürfnisanstalten, deren einige ganz bestimmte und der Polizei sehr wohl bekannte sich zu förmlichen Märkten der Päderastie herausgebildet haben.

Ist es schon schwer zu begreifen, wie jemand überhaupt seine Menschenwürde so weit vergessen kann, so ist es noch unbegreiflicher, daß diejenigen, welche nun einmal diesem Laster frönen, untereinander sich fast herzlich zugethan sind. Die gewerbsmäßigen Päderasten kennen sich sämtlich und unterhalten einen sehr regen Verkehr, wenn es sich auch gerade nicht um den verbotenen Umgang handeln sollte. Sie haben ihre ganz bestimmten Lokale, in denen sie zu Bier und geselliger Unterhaltung zusammenkommen, und in denen fast ausschließlich Päderasten ein- und ausgehen. Ja, sie veranstalten komplette Bälle in festlich geschmückten Sälen mit einem großen Musikkorps, auf denen die Hälfte in Männerkleidern, die andre Hälfte, namentlich die Bartlosen unter ihnen, in eleganter Damentoilette erscheinen. Diese Bälle führen, wie man die Päderasten in der Verbrechersprache „Pupen“ oder auch „Puppen“ nennt, die Bezeichnung „Pupenbälle“, oder nach einer andern Ausdrucksweise der Verbrecher — „warme Brüder“ — die Bezeichnung Bruderbälle. Es geht hoch her auf ihnen, und die lauteste, ausgelassenste Lustbarkeit währt oft bis in die hellen Morgenstunden hinein, ohne daß es jedoch zu wirklich anstößigen Szenen käme; denn die Teilnehmer des Balles wissen sehr wohl, daß nur dieses die Bedingung seiner Existenz ist, da die Polizei allein unter dieser Voraussetzung diese höchst sonderbaren Vergnügungen duldet, wenn auch streng überwacht. Ob sie wohl daran thut, mag dahingestellt bleiben. Ein Grund, die Bälle zu verbieten, ließe sich wohl schon finden. Einerseits kann man freilich sagen, daß, solange keine Unanständigkeiten vorkommen, das Vergnügen an sich gewissermaßen harmlos ist; anderseits aber kann nicht geleugnet werden, daß diese Bälle dazu dienen, die

Päderasten untereinander bekannt zu machen, das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit zu nähren und künstlich in ihnen die Einbildung zu erzeugen, daß diese letztere und ihr ganzes Treiben sozusagen offiziell gutgeheißen werde.

Im allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß die Päderastie — abgesehen von der moralischen Seite — eine größere Gefahr nicht in sich birgt. Höchst unbequem, ja unter Umständen auch gefährlich kann der Päderast nur werden, wenn er sich, besonders zur Nachtzeit und in wenig belebten Gegenden, einem Passanten angeschlossen hat, und dieser seine Werbung unbeachtet läßt. Er dreht dann sehr häufig, sobald man sich einer belebteren Gegend zuwendet, den Spieß herum, behauptet feck, der Passant habe ihm unsittliche Anträge gemacht, und droht mit Mißhandlungen oder mit Anrufen des nächsten Schutzmanns oder Nachtwächters, wenn ihm nicht ein entsprechendes Schweigegeßel gezahlt werde. Viele lassen sich durch das breiste Auftreten übertölpeln und zahlen ein paar Thaler, nur um Weiterungen und Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen.

Hier ist es klar, daß nicht mehr die reine Verirrung der Päderastie vorliegt, sondern daß unter dem Vorgeben derselben professionsmäßige Erpressung und Raub sich breit machen, denn oft genug gesellt sich im entscheidenden Augenblick zu dem einen noch ein anderer, und dem betroffenen werden nicht nur die paar Thaler abgenommen, sondern das ganze Portemonnaie gewaltsam entrißen. Es ist auch wiederholt schon nachträglich festgestellt worden, daß die Thäter gar keine Päderasten waren, vielmehr dieses Gewerbe nur als Maske für ihre andren Straftthaten benutzten.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die „widernatürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechts“, wie das Gesetz sich ausdrückt, etwas krankhaftes an sich trägt. Sind doch Ärzte so weit gegangen, sie vom medizinischen Standpunkte aus rechtfertigen zu wollen, und jedermann weiß, welche außerordentliche Ausdehnung sie im Altertume erreicht hatte, ohne daß man auf einen sittlichen Abscheu vor diesem Thun gestoßen wäre. Bezeichnend ist jenes verbürgte Vorkommnis vor einem berliner Richter, der dem Angeklagten das Ekelhafte seiner Handlungsweise vorhält und nicht begreifen zu können erklärt, wie sich jemand einem solchen häßlichen Laster in die Arme werfen könne. Der Angeklagte suchte mitleidig die Achseln und erwiderte dem Richter, er könne sich auf eine Diskussion über diesen Punkt mit ihm nicht einlassen, denn

jener sei ja nicht Päderast und könne mithin seine Gefühle doch nicht verstehen. Es hat ja auch nicht an Juristen und Medicinern gefehlt, die, jeder von seinem Standpunkte aus, aus allgemeinen Gesichtspunkten Straffreiheit für dieses Laster verlangt haben. Wir wollen uns hier auf die wissenschaftliche Seite nicht näher einlassen; durch das, was der berliner Kriminaljurist in der Praxis kennen lernt, wird er schwerlich dahin gelangen, jene Anträge zu unterstützen.

Zu den charakteristischen, wenn auch eigentlich ganz konsequenten Eigentümlichkeiten des wirklichen eingetragenen Päderasten gehört eine grenzenlose Verachtung des weiblichen Geschlechts, eine unüberwindliche Abneigung vor dem geschlechtlichen Verkehr mit demselben. Und doch — welch wunderbarer Zwiespalt der Natur! — ist ihm der sonstige Umgang mit ihm durchaus nicht zuwider. Namentlich derjenige Päderast, der aus der passiven Ausübung des Lasters einen gewerbsmäßigen Gewinn zu ziehen sucht, verkehrt gern und viel mit weiblichen Prostituierten. Er sieht in ihnen seine Kolleginnen und läßt sich mit ihnen durch gleiches Schicksal verbinden; er teilt seine Wohnung mit ihnen und ist bereit, ihren Beschützer abzugeben, was indessen keineswegs verhindert, daß sich die Prostituierte zugleich noch einen andern Beschützer hält, dem sie die Rolle und den Titel eines „Bräutigams“ zukommen läßt.

Damit sind wir an einem Gegenstande angelangt, dem wir an dieser Stelle noch eine etwas eingehendere Betrachtung widmen müssen, an der weiblichen Prostitution. Wenn auch nicht behauptet werden kann und soll, daß ihr als solcher ein Platz in der berliner Verbrechervelt eingeräumt werden müsse, so ist sie doch in vielen Richtungen so eng mit ihr verquickt und verflochten, ja sie spielt in manchen Beziehungen eine so hervorragende Rolle in ihr, daß uns ohne ihre genauere Kenntnis manche Erscheinung in der berliner Verbrechervelt geradezu unverständlich bleiben würde.

Seit der Mitte der fünfziger Jahre kennt man in Berlin keine Bordelle mehr; sie wurden damals nach langem Widerstreit der Ansichten definitiv aufgehoben. Seitdem hat es nicht an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche ihre Wiedereinführung verlangten; sie sind erfolglos verhallt und werden auch ferner erfolglos verhallen, zumal man in Berlin krampfhaft daran festhält, daß diese Einrichtung unvereinbar sei mit den Bestimmungen des § 180 des R.St.G.B.,

insonderheit in Verbindung mit der neueren Rechtsprechung des Reichsgerichts über diese Materie. Andre große Städte sind nicht so ängstlich gewissenhaft in diesem Punkte. In Hamburg und Leipzig z. B. existiert nach wie vor eine große Anzahl Bordelle, die polizeilich bekannt sind, polizeilich mit Regulativen versehen sind, streng überwacht werden und allgemein als eine gegenständige Institution gelten. Nur wenn in dem einen oder dem andern einmal das Treiben zu arg werden sollte, schreitet die Polizei ein und übernimmt der Staatsanwaltschaft das Material zu einer Anklage wegen Kuppelei; nach erfolgter Bestrafung und verbüßter Strafe bleibt dann alles beim alten.

Wir wollen uns hier über diese Praxis und ihre Berechtigung nicht weiter auslassen; wir wollen uns auch nicht des weitern über die Frage, ob Bordelle oder nicht, verbreiten, denn das ist ein Thema, über das allein man Bücher schreiben könnte — so viel aber ist gewiß: die Aufhebung oder das Nichtvorhandensein von Bordellen in großen Städten vermehrt die Prostitution und deren Gefahren, trägt sie hinein in ihr sonst fremde Kreise, namentlich in die Familie, erschwert ihre Beaufsichtigung und — was uns hier speziell interessiert — erleichtert ihren Verkehr und ihre Durchsetzung mit dem gewerbmäßigen Verbrechertum.

Diese Folgen haben sich in den letzten dreißig Jahren auch in Berlin ganz besonders fühlbar gemacht. Während es noch im Jahre 1855 möglich war, sämtliche Bordelle der ganzen Stadt (es waren 33 an der Zahl) in der kleinen engen Straße „an der Königsmauer“ zusammenzubringen, beträgt heute die Anzahl der zur sittenpolizeilichen Kontrolle eingeschriebenen Dirnen an die 4000, und die Gesamtziffer der Prostituierten dürfte sich nach der Schätzung in die Verhältnisse eingeweihter Männer von 25 000 nicht allzu fern halten. Sie wohnen zerstreut über die ganze Stadt; keine Stadtgegend, keine Straße bleibt ganz befreit von ihnen; abgesehen von denen, die nur Prostitution treiben, gehören sie den verschiedensten Ständen an, rekrutieren sich aber hauptsächlich aus den Kellnerinnen, Sängerinnen in den Tingeltangeln, Verkäuferinnen, Putzmakerinnen, Fabrikarbeiterinnen und Dienstmädchen.

Die größte äußerlich erkennbare Unwälsung hat die Aufhebung der Bordelle in den Wohnungsverhältnissen der Prostituierten hervorgerufen. Früher waren sie zusammengepfercht in den Höhlen des Lasters; heute wohnen sie einzeln als Chambregarnisten bei

Familien oder einzelnen Frauenzimmern. Die letztern sind zum Teil selbst ausgediente Dirnen; sie und noch ein fernerer Teil der Vermieter pflegen die Prostituierten in der schmachlichsten Weise auszuheuten; die meisten Vermieter aber sind ehrliche Leute, denen es schlecht geht, und die ihre kümmerlichen Verhältnisse durch die immerhin hohen Mieten, welche die Dirnen zahlen müssen, in etwas aufzubessern suchen. Bis vor einigen Jahren ließ man sie ruhig gewähren, von der richtigen Anschauung ausgehend, daß die Prostitution nun doch einmal ein unvertilgbares und notwendiges Übel sei, und daß bei dem Mangel von Vorbellen den Prostituierten doch irgendwo eine Möglichkeit zu wohnen und eine Gelegenheit ihr Handwerk auszuüben gewährt werden müsse, und verfolgte nur diejenigen unter ihnen strafrechtlich, denen man nachweisen konnte, daß sie durch Handlungen irgend welcher Art oder durch Herbeilocken von Männern der Unzucht direkt Vorschub geleistet hatten. Nachdem aber jene bekannte Reichsgerichtsentcheidung ergangen ist, nach welcher jedermann sich bereits dadurch der strafbaren Kuppelei schuldig macht, daß er an eine Prostituierte vermietet hat, wissend, daß sie die gemietete Wohnung zum Zwecke der Unzucht benutzt, hat das aufgehört, und die Staatsanwaltschaft ist nun gezwungen, gegen jeden solchen Vermieter die Anklage wegen Kuppelei zu erheben, sobald ihr die Sittenpolizei den Nachweis unterbreitet, daß bei ihm eine prostituierte Dirne wohnt.

Hierdurch ist ein geradezu unleidlicher Zustand geschaffen. Verhandlungen wegen Kuppelei bilden das tägliche Prot der vier Strafkammern, und wenn auch, wo kein besondres straffschärfendes Moment vorliegt, nur auf mäßige Strafen, 3, 8, 14 Tage Gefängnis, erkannt wird, so enthalten doch selbst diese eine Ungerechtigkeit gegenüber tausend andern Kuppelwirthen, die nicht zur Verantwortung gezogen werden. Es ist unmöglich, gegen sie alle einzuschreiten. Die Polizei beschränkt sich deshalb darauf, dann vorzugehen, wenn das Treiben irgendwie Argerniß erregt, wenn eine Denunziation einläuft, sei es nun von entrüsteten Nachbarn, von einem neidischen Konkurrenten oder von einem Freudenmädchen, das nicht im guten von seinem Wirte geschieden ist; die Angeklagten behaupten freilich zuweilen auch dann, wenn es ihnen nicht gelungen sei, sich mit den Unterbeamten der Sittenpolizei auf einen guten Fuß zu stellen.

Jedenfalls bleibt — menschlich betrachtet — die Verfolgung



dieser Art Leute bei dem Fehlen einer anderweiten Regelung der Prostitutionsverhältnisse eine Grausamkeit, ihre ungleiche Behandlung eine Ungerechtigkeit, welche die Achtung vor dem Gesetze zu erhöhen nicht geeignet ist.

Wie die Kuppelwirte — in der Verbrechersprache „Kommentwirte, Kommentvater, Kommentmutter“ genannt — zu den berliner Strafregistern zahllose Nummern liefern, so sind auch die Prostituierten selbst eifrige Mitarbeiter an dieser Statistik. Von der ungeheuren Anzahl der Strafen, die wegen Übertretung der sittenpolizeilichen Kontrollvorschriften ausgesprochen werden, soll hier nicht die Rede sein. Wohl aber sind schon von einigem kriminalistischen Interesse die stereotyp immer wiederkehrenden Verurteilungen wegen Unterschlagung „auf Pehnepump (Veichkontrakt) entnommener“ Kleidungsstücke und wegen bei Gelegenheit des Verkehrs mit Männern begangener Diebstähle an Portemonnaies und Taschenuhren. Namentlich die letzte Straftat ist für die Mädchen so verlockend und artet bei einigen förmlich zur Krankheit aus, so daß manche von ihnen stets nur zwischen wochenweiser Ausübung der Prostitution und jahrlangem Aufenthalt im Zuchthaus abwechseln und schon hierdurch eine Stellung in der Verbrechervelt von Berlin beanspruchen könnten.

Alein alle diese Gesetzesübertretungen würden es nicht der Mühe verlohnen, hier von den Prostituierten als einem wesentlichen Faktor dieser Welt zu handeln. Der Grund, weshalb wie sie als einen solchen anerkennen müssen, liegt auf einem andern Gebiete.

Die Aufhebung der Bordelle und die damit verbundene Unmöglichkeit, daß dem Männerpublikum, namentlich den Fremden, die Wohnung der Dirnen bekannt sein kann, hat die Prostitution auf die Straße getrieben. Unterstützt ist dieser Erfolg noch wesentlich durch die seit einigen Jahren von der Polizei aus Sittlichkeitsgründen rigorös durchgeführte Schließung der anrühigen öffentlichen Tanzlokale um 12 Uhr, Schließung der Ringeltangel und Polizeistunde für die Schanklokale mit weiblicher Bedienung um 11 Uhr nachts. Bis zu dieser Stunde ist es bei dem Gang der berliner jungen Männerwelt zum Nachtleben den Dirnen nicht möglich, sich in ausreichender Weise mit Kundschaft für die Nacht zu versorgen, und die Folge davon ist, daß sich der ganze Strom aus allen diesen Lokalen nunmehr auf die Straße ergießt.

Berlin bei Nacht bietet in seinen verkehrsreichsten und gerade



in einem Teile seiner feinsten Straßen, in der Friedrichstraße, Leipziger, Königs- und neuerdings auch Potsdamer Straße ein widerwärtig häßliches Bild dar. Für eine anständige Dame ist es zur Nachtzeit eine Unmöglichkeit, eine dieser Straßen ohne kräftigen männlichen Schutz zu passieren. Zu Hunderten schwärmen die Priesterinnen der Venus vulgivaga mit ihrem Anhang umher, in frechster Weise jedem Vorübergehenden ihre Dienste anbietend und mit ihren Zuhältern, ihren Konkurrentinnen und dritten Personen die ekelhaftesten Szenen, oft die blutigsten Raufereien provozierend. Die Polizei ist nicht in der Lage, dieses Unwesen zu beseitigen, weil seine Ursachen nicht zu beseitigen sind; sie muß sich damit genug sein lassen, es da, wo es die öffentliche Ruhe und Ordnung allzu dreist störend auftritt, nach Kräften einzudämmen.

Wie nachteilig solche Zustände in vielen Richtungen wirken müssen, liegt auf der Hand. Für uns ist von hervorragendem Interesse die Thatsache, daß dieses schrankenlose Umherschweifen der Dirnen, ihr unbehinderter Eintritt in zahllose Vergnügungs- und Schanklokale, oft der niedrigsten und anrüchlichsten Art, und die Möglichkeit, alle und jeden in ihrer Wohnung ohne jegliche Kontrolle zu empfangen und beliebige Zeit zu beherbergen, sie fortgesetzt in Verbindung bringt mit allen Klassen der Gesellschaft, nicht am wenigsten mit den niederen, und jedenfalls am nachhaltigsten mit der Verbrechermwelt.

In welchem Maße sie sich mit derselben eins wissen, geht schon aus dem äußern Merkmale hervor, daß auch sie ihre besondrer Sprache reden, und daß diese, wo die Sache die gleiche ist, sich mit den Ausdrücken der Verbrechersprache vollständig deckt.

Ebenso wie der Dieb das Stehlen „Arbeiten“ nennt, „arbeitet“ auch die Dirne oder sie „macht Geschäfte“. Zu diesem Zwecke muß sie abends „Leine ziehen“ oder „auf den Strich gehen“. Dort „kober“ sie Männer an. Ist es ihr gelungen, einen einzufangen, so ist dieser ein „Kober“; ein „fetter Kober“, wenn er gut bezahlt, ein „nasser Kober“ oder „Nassauer“, wenn er wenig gibt oder sie gar preßt, ein „Potsdamer“, wenn er trotz reichlicher Zahlung zum besten gehalten wird. Geht das Geschäft schlecht, so hat sie gerade so den „Dalles“ wie der Verbrecher, und will es einen Tag einmal gar nicht ziehen, so sagt sie: „heute ist der Dalles Rittmeister“. Wird sie gar verhaftet, so wird sie ebenso „alle“ oder „geht verchütt“ wie der Verbrecher.

Der nächste Berührungspunkt zwischen der Prostitution und dem Verbrechen ist in den Zuhältern der feilen Dirnen zu suchen. Es ist eine eigentümliche, überall zu beobachtende und eigentlich das Menschengeschlecht ehrende Erscheinung, daß selbst das verworfenste menschliche Geschöpf, das die Ehre abgestreift und die Achtung vor sich selbst verloren hat, das Liebe, Neigung und jedes andre Gefühl gegen seine Mitmenschen nur zu erheucheln gewohnt ist, dennoch einen unüberwindlichen Drang in sich fühlt, wenigstens einen Menschen zu besitzen, dem es seine Gunstbezeugungen aus warmem Gefühl darbringen kann, für den es leben und erwerben und, wenn es not thut, auch leiden und dulden möchte. Nur so ist es zu erklären, daß so viele dieser unglücklichen Mädchen, trotzdem sie selbst kaum ihr nacktes Leben zu erhalten vermögen, sich ein Kind wünschen; nur so zu begreifen, daß sie fast sämtlich sich einen Liebhaber halten, „Bräutigam“, wie sie, „Louis“ oder „Zuhälter“, wie andre ihn nennen.

Während also dieses Zuhälterwesen von der weiblichen Seite des Bündnisses aus betrachtet nicht nur zu entschuldigen ist, sondern uns sogar sympathisch anmuten muß, ist es nach der männlichen Seite hin ein wahrer Schandfleck. Das Louistum ist eine der bedenklichsten und gefährlichsten Erscheinungen in dem ganzen sozialen Leben der Reichshauptstadt. Der Louis — und unter diesem Begriff scharen sich Tausende junger, kräftiger, blühender Männer zusammen — ist ein ehrloser, charakterloser, in einem Pfuhe von Gemeinheit erstickender Wicht, der niemals eine Hand zur Arbeit rührt und sich von seiner Dirne ganz und gar erhalten läßt. Er hat nicht einmal einen Dank für sie, er benutzt sie für seine schamlosen Triebe und nimmt ihr ihren Verdienst bis zum letzten Pfennig ab, wenn sie ihn kaum in die Hände bekommen hat. Ist sie ihm nicht nach jeder Richtung hin zu willen, oder ist ihre Einnahme zu gering, so mißhandelt er sie in der grausamsten, oft fürchterlichsten Weise; und das alles erträgt das unglückliche Geschöpf ohne Murren und wirft sich immer und immer wieder ihm in die Arme. Wohl ist er auch bereit, ihren Beschützer abzugeben, allein nur dann, wenn Gefahr vorhanden ist, daß sie, und somit auch er, um ihren Sündenlohn geprellt werden soll, dann aber gleich mit dem Messer in der Hand.

Aus Zuhältern besteht vorzugsweise die Kaste jener traurigen Messerhelden, die hin und wieder den Zustand der öffentlichen Sicherheit in unserer Stadt in höchst bedrohlicher Weise gefährdet haben. Die

ganze Nacht auf den Straßen und in den obkürzten Winkeln herumlungern, stets halb angetrunken, nur Sinn für den ekelhaftesten Schmutz empfindend, sind sie jederzeit bereit, einen rohen Handel vom Baun zu brechen und in dessen Verlauf zur Waffe zu greifen. Das Messerstechen ist ihnen eine Lust, sie stechen zu, ohne zu sehen oder sich zu bekümmern wohin, und es ist ihnen ganz gleich, ob ihr Stich eine schwere Verwundung oder gar den Tod des Verletzten zur Folge hat. Vor zehn Jahren hatte dieses Rombdiebstum in solchem Maße überhand genommen, eine allgemeine Unsicherheit auf den Straßen hatte so gewaltig um sich gegriffen, daß man endlich zu der Erkenntnis kam, es müsse etwas außerordentliches geschehen. Die Gerichte rafften sich angesichts der Gefahr aus ihrer schablonenhaften Strafabmessung auf und verdoppelten, verdreifachten, vervierfachten die Strafen wegen frivolen Messerstechens. Das hat seitdem ein wenig geholfen, aber auch nur ein wenig.

In neuerer Zeit suchen die Kriminalbehörden den Louis zu Leibe zu gehen, indem sie dieselben unter der Ermägung, daß sie die Prostituierten beschützen, sie auch vor der Annäherung von Polizeibeamten zu bewahren suchen und dafür von ihnen Bezahlung erhalten, mithin aus Eigennutz durch Vermittelung, Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit (?) der Unzucht Vorschub leisten, aus dem Gesichtspunkt der Kuppelei zur Verantwortung zu ziehen suchen. Um Beweismaterial gegen sie beschaffen zu können, ist man auf den Gedanken gekommen, die Prostituierten, welche von ihnen beschützt werden, auf Grund des § 65 Abs. 2 der Strafprozeßordnung eidlich als Zeugen vernehmen zu lassen. Die gute Absicht verdient Anerkennung; der Erfolg bleibt abzuwarten. Ein, freilich sehr wenig gewollter, Erfolg wird unausbleiblich sein, daß ist eine noch grauenshaftere Zunahme der Meineide.

Die Zuhälter sind nicht nur Tageiebe und Messerhelden, unter ihnen befindet sich eine große Anzahl Handlanger von gewerbsmäßigen Verbrechern, ja es verbergen sich unter ihnen selbst die gefährlichsten Verbrecher, vorzüglich professionsmäßige Diebe jeden Genres. Nichts ist natürlicher, als daß sie, die sie so unausgesetzt Gelegenheit haben, mit Verbrechern umzugehen, schließlich selber dem Verbrechen verfallen. Nichts ist aber auch natürlicher, als daß einem Verbrecher in seinem Handwerk eine Frauensperson, die ihm blind ergeben ist, die ohne Widerrede und ohne Bedenken alles sofort ausführt, was er ihr aufträgt, von dem unberechenbarsten Nutzen sein muß. In

diesem Sinne werden die Prostituierten von den Verbrechern unter den Zuhältern und von denen, welche wenigstens mit den Verbrechern Fühlung halten, in der unerhörtesten Weise ausgenutzt. Es kommt kaum ein sensationeller Diebstahl-, Raub- oder Mordprozeß in Berlin vor, in dem nicht einer Prostituierten irgend eine Rolle zugefallen wäre. Sie muß es übernehmen, einen Diebstahl auszubaldorn, sie muß Schmiere stehen, — Tätigkeiten, die bei ihr als weiblichem Wesen, zumal bei ihrem Gewerbe, viel weniger auffallen, als bei einem Manne; sie muß durch unrichtige Angaben, durch falsche Gerüchte, die sie geschickt zu den Ohren der Kriminalbeamten zu bringen weiß, die Verfolger von der richtigen Spur ablenken; sie muß die gestohlene Ware weiterschaffen oder in ihrer Wohnung verwahren, ja sie muß die Verbrecher selber tage-, wochenlang bei sich aufnehmen und sie in und unter dem Bette, in Kleiderschränken und Wäschekörben verstecken und so den Augen der Obrigkeit entziehen; mit einem Worte: sie ist das „Mädchen für alles“ in der Verbrechermwelt. Und für das alles erhält sie höchstens einmal ein gestohlenes Kleid zum Tragen, das wohl gar hinterher noch zum Verräter wird, und kann froh sein, wenn sie nicht wegen irgend einer Ungeschicklichkeit noch mit einer Tracht Prügel bedacht wird. Verschwiegenheit ist ihre erste Pflicht, gegen die sie fast niemals verstößt und die sie so weit ausdehnen muß, im Notfalle ohne Zaubern die unwahrsten Angaben durch einen Meineid zu bekräftigen.

Das Loos dieser armen Geschöpfe ist sicherlich zu beklagen; allein man darf darüber nicht die furchtbare Gefahr vergessen und verkennen, die durch sie in die öffentlichen Verhältnisse hineingetragen wird. Manche Straftat würde auszuführen durchaus unmöglich sein, manche andre würde nach der Verübung weit leichter zu entdecken sein, wenn nicht Prostituierte ihre Hand im Spiele hätten. Ihre weite Verbreitung, ihr ungebundenes Leben, die Unmöglichkeit einer erfolgreichen Kontrolle ihres Thuns und Lassens, anderseits ihre heimlichen Beziehungen zu der Verbrechermwelt, die sich in ihren einzelnen Phasen nur sehr schwer offenlegen lassen, geben dem Verbrechen eine mächtige Stütze und erschweren es der Kriminalpolizei ganz ungemein, die Schuldigen zu ermitteln und zur Bestrafung zu ziehen. Man hat sich so vielfach daran gewöhnt, in der Prostitution nur das notwendige Übel und in ihren Zugehörigen zwar moralisch verächtliche, aber harmlose Personen zu erblicken. Das ist, was Berlin anlangt, grundfalsch. Die Prostitution ist

in Berlin ein wesentlicher, nicht zu unterschätzender Faktor der Verbrechervwelt, und gerade ein Faktor, der geeignet ist, sie in einem höchst gefährlichen Lichte erscheinen zu lassen. Wir werden auf diesen Punkt zurückkommen, wenn wir von den Mitteln sprechen werden, die zur Abwehr und zur Bekämpfung der berliner Verbrechervwelt gegeben sind und gegeben sein müßten.

---